

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 45 — Sonntag, 10. November 1935

Sankt Martin

Es rappeln die Pfannen in jedem Haus,
die Mutter teilt Buchweizenpfannkuchen aus.
Sankt Martin, der wackere Gottessoldat,
prächtigt im himmlischen Bischofsornat,
trabt durch die Straßen auf weißem Roß,
im Jubel dahinter der Kindertroß,
Herrlicher leuchtet als Mond oder Stern
die rote, die blaue Papierlatern.
Aber herrlicher leuchtet sie nicht,
als der Kinder seliges Augenlicht.
Am Straßenrand manch altem Mann
kommt fast das Weinen drüber an.

Sankt Martin, vor'm Tor der Winternacht
hast du uns allen Licht gemacht;
ach, häng vor des großen Dunkels Tür
uns einstens auch ein Lämpchen für.

Karl Schorn.

Martinstag

Um wenige aus der großen Schar der Heiligen ist ein so reicher Kranz von Sitten und Gebräuchen geschlungen worden, wie um den stillen, bescheidenen Bischof von Tours, den heiligen Martinus. Gerade die Deutschen lieben diesen merowingisch-fränkischen National-Heiligen im besonderen Maße und haben ihm in anderthalb Jahrtausenden zahlreiche Denkmäler in ihrem Brauchtum aufgerichtet. Der ehemalige ungarische Soldat, Sohn eines Offiziers, schon im jugendlichen Alter bewährt in zahlreichen Schlachten, mag bereits in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends ein rechtes Vorbild unserer soeben christlich gewordenen Vorfahren gewesen sein. Das Diözesan-Museum in Rottenburg besitzt ein altes Bild aus dem 15. Jahrhundert, das den hl. Martin hoch zu Roß mit einem gewaltigen Schwert in der Faust darstellt.

Merkwürdigerweise denkt man in Verbindung mit dem Heiligen zumeist an die Gans, den sogenannten Martinsvogel, obwohl diese gar nicht das eigentliche Attribut St. Martins ist. Weder die Geschichte, noch die echte Legende bringt jemals den Heiligen mit der Gans irgendwie in Verbindung. Erst gegen Ende des 12. Jahrhunderts wird erstmalig eine silberne Gans als ein Geschenk am Martinstage erwähnt. Wahrscheinlich entspringt die Sitte, am Martinstage eine Gans zu verzehren, einem alten Aberglauben. Wie im Hahn so sah man in der Gans früher die Verkörperung eines Vegetationsgeistes, der getötet, verzehrt und dadurch für das Gelingen der nächstjährigen Ernte nutzbar gemacht werden mußte. Aus diesem Aberglauben, der keineswegs altgermanischen Ursprungs ist, ist dann auch das Gansreiten und das Gansschlagen abgeleitet worden. In Oberösterreich treibt man am Martinstage keine Gänse aus, weil dann angeblich jeder das Recht hat, sie wegzunehmen. Einzelteilen des Gänsebratens wird außerordentliche Heilkraft gegen Gicht, Epilepsie und Hühneraugen zugeschrieben. Sogar die Gänseknochen werden noch heute in Böhmen z. T. als Wetter- und Todesorakel vielfach befragt. Aber auch andere Vögel, die St. Martin oft im Volksbrauch zugesellt werden, haben im Grunde gar nichts mit ihm zu tun. Schwarzspecht, Buntspecht, Wiedehopf, auch Krähe und Eisvogel werden als Martinsvögel bezeichnet. In der Altmark hat eine Schwalbenart sogar diesen Beinamen.



Im Schein der Fackel

Fotos W. Pfeifer. Neuß

Auch die Gastwirte und die Freunde eines guten Tropfens, die St. Martin als ihren besonderen Patron bezeichnen, begehen meist den Irrtum, in ihm einen wackeren Zeher zu sehen. Martinus, der Einsiedler auf der Insel Gallinaria bei Genua wird von allen seinen großen Biographen aber als ein strenger Asket geschildert. Also auch der Martinstrunk, der den Männern Kraft und den Weibern Schönheit gäbe, hat als alter Erntebrauch gewiß seine Berechtigung und seinen Sinn, nur mit St. Martin verbindet ihn nichts als der Name.

Auch für das Martinsfeuer, das mit dem Verbrennen alter Körbe nichts weiter als den Abschluß und den Beginn des Wirtschaftsjahres bedeuten will, hat St. Martinus seinen Namen erhalten müssen.

Eine Besinnung auf den eigentlichen Wert des großen Heiligen tut deshalb sehr not. Das, was ihn auszeichnet und das, was uns ihn zum sehr aktuellen Vorbild macht, ist seine unbedingte und rasche Hilfsbereitschaft. Einmal begegnete ihm ein dürftig gekleideter Bettler, der bitterlich froh, Martin sprang vom

Pferde, schnitt seinen Mantel in zwei Stücke und hüllte den Bettler in die eine Hälfte. Hier blitzt im Leben des Heiligen vor anderthalb Jahrtausenden ein Licht auf, dessen Helligkeit wir heute noch auf uns strahlen lassen sollten. Denken wir daran im Scheine der Kinderlaternen am Martinsabend, daß das Naschwerk, was wir ihnen geben, nur Symbol sein soll.

Hand aufs Herz: Wie viele von uns springen heute noch von ihrem hohen Pferde herunter, wenn die Armut an ihrer Türe um eine Gabe bittet, wer von uns teilt seinen Mantel, wenn der Mann von der Eintopf-Sammlung, von der Pfund-Sammlung vorspricht. Welch große Trägheit des Herzens trennt uns doch von jenem Heiligen, der ohne Ueberlegung schnell und reichlich opferte von dem Wenigen, was er hatte. Gerade das Opfer der Winterhilfe sollte uns am St. Martinstag gemahnen, an den wackeren Soldaten und großen Gottesmann, dessen männliches und doch weites und weiches Herz uns in diesem Notwinter zur unermüdlichen Nacheiferung dienen muß.

Olle St. Martin wof nün Leubbbüß

Den großen und kleinen Kindern / **novum**
erzählt von Wilhelm Matthies

Da lebte vor eintausendsechshundert Jahren ein römischer Soldat in Pannonien. Und Pannonien heißt heute Ungarn. Und dieser Soldat war kein Römer, er war Ungar, hatte dunkle Haare, und seine Augen waren schwarz wie Kohlen. Manchmal aber war es, als brennten diese Kohlen lichterloh. Und treu tat der Soldat seine Pflicht in Kompanie und Regiment.

Aber eine Anruhe war in ihm ohnegleichen. Wohin die pannonische Legion, sein Regiment, auch zog, immer wieder stand er, wenn keiner auf ihn acht gab, vor den Altären der Götter: in Rom vor dem Altar des Mars, des Kriegsgottes, vor der Diana, vor dem bärtigen Jupiter, und am Rhein vor den Eichen Wotans und Thors; in dem Land der Kelten, jenseits des Rheines, vor den Standbildern der „Matres“, der „Mütter“. Und unruhiger ward er von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag. Immer wieder dachte er: Noch ein Jahr oder zehn Jahre oder zwanzig, dann bin ich tot. Und was bleibt von mir? Nur eine Handvoll Asche. Aber als er wieder einmal vor einem Altare der „Mütter“ stand und sein Räucherwerk in das Kohlenbecken streute, da ward es ihm auf einmal, als wenn die „Mater“, die Mutter, zu ihm spräche. Doch die Worte verstand er nicht. Denn es war Maria, die Gottesmutter, die also sprach zu dem heidnischen Soldaten in lateinischer Sprache: „Magnificat anima mea Dominum.“ Und das heißt zu deutsch: „Gott preise meine Seele den Herrn.“ Und noch weiter sprach sie, die heilige Mutter der Welt und die Königin der Sterne und des Himmels. „Kein Wort aber begriff der arme Soldat. Und doch ward er getroffen in seinem Herzen. Er dachte: „Die Magna Mater, die Große Mutter, hat zu mir armen Soldaten gesprochen. Ich werde leben in Ewigkeit.“ Von diesem Augenblicke an war eine große Freude in dem ungarischen Soldaten.

Er machte seinen Dienst so gut, so pünktlich und so treu, daß er bald Centurio (Hauptmann) und endlich Tribun, das ist soviel wie Oberst, wurde. Als er aber zum Tribun befördert wurde, da verlegte der römische Kaiser die pannonische Legion nach Pavia in Italien. Und in Pavia nahm der Tribun ein Mädchen zur Frau. Und er war ihr treu und war ihr gut. Und seine Frau bekam ein Kind, einen kräftigen und schönen Jungen, den nannten die Eltern Martinus, dem Kriegsgott Mars zu Ehren. „Denn ein großer Soldat soll er werden!“ sagte der Tribun, der Vater Martins. Die Mutter aber sah das Kind an, das in der Wiege schrie und strampelte. Und sie lachte, da sie sah, wie der kleine Martin mit beiden Fäusten in den Helmbüsch des Vaters griff und immer wieder erschrak, wenn die Sonne blinkte und blinkte in dem blanken Kupfer von Panzer und Helm. Und sie sagte zu dem Vater: „Herr, ich weiß es nicht, du bist aus Ungarn und ich seh es schon: Ungarn wird einer Magna Mater, einer großen Mutter, geweiht werden. Und die große Mutter hat einen Sohn, der da König ist über alle Könige! Herr, ich glaube, Martin, unser Kind, wird einmal Soldat von diesem König werden, und nicht Soldat des Kaisers.“

Als das der Tribun, der Oberst, hörte, da lachte er: „Unfönn! Martinus wird Offizier wie ich!“

Und Martin wurde groß und größer, ein starker und kräftiger Junge, und alle, die ihn kannten, hatten ihn gern. Wenn er mit seinen flinken Füßen durch die weiten Gänge der Kaserne schlieferte, dann merkten die Soldaten nicht mehr, wie öd und wie hart ihr Leben war. Und es war, als schiene durch alle Ritzen auf einmal die Sonne. Und alle lachten sie, Offiziere und Soldaten, wenn der kleine Martin über das Exerzierfeld trabte, auf dem Stedenpferd, das sie ihm mit vieler Kunst geschminkt hatten, und wenn er dabei in der Hand sein hölzernes Schwertlein schwang.

Doch oft geschah es, daß der Junge, stolz in seinen Waffen, über die Straße ging, und er seine Lanze und sein Schwert präsenzierte, wenn ein Offizier in purpurrotem Mantel vorüber schritt, — dann sah er manchmal, wie arme Kinder ihm nachschauten mit traurigen Augen. Denn seine Spielwaffen waren auch gar so schön und künstlich. So oft das Martin merkte, wurde er ganz rot, und er schämte sich. Und er lief hin und schenkte sein Spielzeug den Kindern. „Du nimm“, sagt er, und schon rannte er fort, als ließe der dreiföpfige Höllenhund, von dem ihm die Soldaten oft erzählten, hinter ihm her. Am anderen Tag kam er ohne Säbel und Lanze.

„Nun“, fragten ihn die Legionäre, „hast du die schönen Sachen wieder einmal verschont? Natürlich dem kleinen Olivenverkäufer.“ „Wo denkst du hin?“ rief Martin ganz aufgebracht, „der arme Kastanienbrater hat sie. Meinst du, wenn er den ganzen Tag an der Straße steht und Kastanien verkauft, dann wollte er abends nicht auch ein bißchen spielen?“ Da lachten die Soldaten. „Martin, du bist ein ganz Schlauer! Der Kastanienjunge ver-

läuft ganz sicher dein Spielzeug an einen anderen Jungen!“ „Das kann er ja tun, wie er will“, sagte Martin; „ich hab's ihm doch richtig geschenkt. denn was man tut, das tut man richtig und ordentlich, und damit basta. Und jetzt machst ihr mir ein neues Schwert.“ „Wir müssen erst auf Wache“, erwiderte der Soldat, „aber heute nachmittags ist Fuß- und Rüststunde, da haben wir Zeit.“ Und der Centurio, der Hauptmann, sagte:



Martinus

Sanft Martin ritt durchs Tor geschwind ins weite Feld bei Schnee und Wind; sein warmer Mantel deckt ihn gut, die Feder schwanzt am Nitterhut.

Sanft Martin trat den Bettelmann;

der sah im Schnee, hat Lumpen an:

„O, heßt mich doch in meiner Not,

sonst ist der bitter Frost mein Tod!“

Sanft Martin zog die Zügel an, redt sich empor im Hügel dann, er schlang sein Schwert, und unverweilt, des Nitters Mantel war geteilt.

Sanft Martin gab; der Fremde nahm. —

— War's Gott, der ihm entgegenkam? —

Dem Kopf schlug er den Sporn geschwind,

ritt froh ins Feld trotz Schnee und Wind.

Josef Bauer.

„Na, Leute, und auf Wache, da überlegt euch einmal, was dieses Kind euch gesagt hat. Es ist eine große Weisheit darin, und der Bengel spricht sie heraus, als wenn sich das von selbst verstände. Denn in seinem Herzen ist der ganze Himmel.“

Das hörte aber der kleine Martin schon nicht mehr. Denn er war längst hinausgejungen und in die Pferdehülle gelaufen. Einen dicken Beutel dunkles Brot hatte er bei sich und ein paar runzlige Äpfel. Die fütterte er jetzt den Pferden. Und das war seine Arbeit an jedem Morgen. Dem alten Soldaten aber,

der eben dabei war, den Tieren frisches Stroh zu schütten, lachten die Augen, als er den Jungen seines Obersten sah. „Bart, ich helfe dir“, rief Martin, und schon hatte er eine Heugabel hergenommen und fuhrwerke in dem Stroh herum, daß seine schwarzen Haare bald blond schienen von Stren und lang-grannigen Mehren. Doch es dauerte nicht lange, da war das Kind müde. Und es setzte sich auf eine Pferdebrippe und sagte: „Du, jetzt sind wir fertig. Was wollen wir nun anfangen? Willst du mit aus dem Stieg erzählen oder sollen wir singen? Oder soll ich mit einem feinen Streich ausbeuten?“

„Bauschub“, sagte der Alte, „du hast wohl schon lange nicht mehr die Rute bekommen?“

„Ach, daraus mache ich mir gar nichts“, sagte der Junge; ein wirklich schöner Streich ist seine Prügeln zweimal wert. Und ich habe so lange nichts mehr angestellt.“

„Du Bengel“, drohte der Soldat. „Nimm, ich erzähl dir lieber etwas.“ — „Wieder von deinem Gott?“ fragte Martin. Und seine Augen wurden ganz groß und weit. Und der Alte nickte, und er erzählte dem Kinde von Jesus, von Maria und Joseph, von den Hirten und den Königen von Betlehem und von den Engeln und von den drei Königen aus dem Morgenland: Und als der Soldat nach einer Weile stille war, da sprach Martin auf, und seine Augen blinkten, und er lachte über das ganze Gesicht.

„Du“, sagte er, „jetzt weiß ich einen Streich, so fein, wie ich noch keinen gemacht habe.“ Und er packte die kleinen Fäuste voll langhalmiges Stroh, drehte einen häßlichen Kranz und rannte damit hinaus. Der Alte aber ging wieder an seine Arbeit, fütterte die Pferde, fütterte ihnen Hafer und Häfeln und dachte nicht mehr an Martin und seinen Streich. Er hörte dann, wie die Centurien auf dem Exerzierplatz antraten, hörte die Kommandos und hörte dann das Pferd des Tribunen herankommen. Da ward es so still auf dem Hofe wie in einem Wald vor dem Gewitter. Und richtig, nun war auch das Gewitter da, und der Alte bekam auch einen ordentlichen Schreck, als er den Tribun so schreien hörte. „Kette, was ist denn hier los? Wer hat dann das getan? Aber wartet, ich will euch schon fuchsen, da ihr meint, euer Kopf wäre der Kaiserpalast in Rom!“

Vorichtig blinzte der alte Soldat aus dem Pferdehülle. Und was sah er? Die Bildsäule des Kriegsgottes Mars, die auf dem Kasernehofe stand, hatte einen abheulichen Strohkranz auf dem Kopfe, und lange Strohweiche steckten in ihren Ohren. Und er sah aus wie ein Teufel.

„Martin, wehe dir, wenn das herauskommt!“ dachte er. Aber schon schrie wieder der Tribun: „Ich will wissen, wer das getan hat. Ich zähle bis drei. Wenn dann der Mann nicht vorgetreten ist, bring ich euch alle vor das Militärgericht! Also — eins — zwei — und —

„Drei!“ rief da eine helle Stimme hinter dem Marsbild, und Martin, der sich dort versteckt hatte, kam frant und frei hervor. „Herr Tribun“, lachte er seinen Vater an, „ich hab es getan, ganz allein! Und es war wirklich nicht leicht, an diesem Mars hinaufzuklettern.“

Da lachten sie nun alle, nur der Tribun blieb ernst. „Ihr habt im Dienst nicht zu lachen“, schrie er die Soldaten an; „und du Martin, wirk zu Hause deine Strafe bekommen.“

Aber als er den fröhlichen, freundlichen Jungen wieder anschaute, sagte er: „Wenigstens bist du ehrlich gewesen. Und gewiß hast du mit dem Strohkranz den Mars, unsern großen Kriegsgott, nur krönen wollen.“

Der kleine Martin aber lachte und lachte, als wollte seine reine Seele sich satt lachen, daß sie leuchtete immer mehr. Doch dann ward der Junge ernst.

„Vater Tribun“, rief er mit heller Stimme, und die Tauben flogen weit mit klaffenden Flügeln über den Hof dahin; „ich bin ehrlich, hast du gesagt, und ehrlich will ich bleiben. Diesen Mars wollt' ich ganz gewiß nicht krönen, nein, verhöhnen! Wenn ich rote Farbe gehabt hätte, dann hätt' ich ihn angestrichen wie mit Blut, und dann hätt' ich ihm zwei Gelsöhnen über seine dummen Köpfe gestülpt. Aber ein Gsel, mein Vater, ist zu schab, als daß ich ihm die Ohren abschneide für diesen größten aller Gsel! So, Herr Vater und Tribun, nun bin ich ganz ehrlich gewesen.“

Als das Martins Vater, der Tribun, hörte, da sagte er zuerst kein Wort. Und dann schüttelte er den Kopf. Und dann sah er, wie die Legionäre lachten. Und dann schaute er hinüber zu dem Mars, der grinste im Strohkranz wie ein Dösel.

„Martin, geh nach Hause“, sagte er zu seinem Jungen. „Wir sprechen nachher zusammen.“

„Mit dem Mars hab ich ja schon gesprochen“, sagte Martin und lachte und rannte fort.

Der Tribun aber sprach vom Pferde herab und sagte zu seinen Soldaten:

„Leute, ich glaub, es ist ein gefährliches Geschäft, dem Mars seinen Strohkranz herunterzureißen und ihn zu verhöhnen mit Wehrauchopfer. Wer melde sich freiwillig zu diesem Geschäft?“

Und keiner von den Soldaten ist vorgetreten. Denn beinahe alle waren sie Christen. Und die, die noch nicht Christen waren, fürchteten sich mehr vor dem Kyrios Christus, dem König Christus, als vor dem heidnischen Gotte.

Nur einer langte mit dem Schwert hinauf und warf den Strohkranz herunter.

„Kyrie Jesus“, sagte er, „es soll nicht so aussehen, als wenn dieser Götzenteufel eine Dementrone trüge wie du!“

„Ohn“ es zu wollen, aber schlug er dem Gößen zugleich das Ohr ab.

Und da rief's aus der Säulenhalle der Kaserne so hell und grell, daß die weißen Tauben davonflogen:

„Tu noies Chrisi“ — du Soldat Christi! — jetzt kommt aber kein Heiland und heilt diesem dummen Malchus das Ohr an!“

Und das hatte der kleine Martin gerufen.



Obobun Hufst din Korgnlln...

St. Martins Mäntelchen

Wer weiß von Euch, woher der Name Kapelle kommt? Ist einmal aufmerksam, was Wilhelm Matthies darüber und über St. Martin erzählt. Die Geschichte ist dem hübsch bebilderten Buch entnommen, das den Titel trägt „St. Martin den Kindern erzählt.“ (Verlag Herder.)

Am Weg, den du wanderst in die Welt hinein, über Ströme, Berg und Tal zu neuem Schaffen, neuem Leben, an den Wegen, die du froh oder traurig dahingehst, — da grüßt dich immer wieder, vom Berg herab oder an einsamen Waldwegen oder in Dörfern und bei den großen Höfen eine Kapelle: dort sollst du eintreten, dich und deine Seele ausruhen, Frieden und Zuversicht dir holen im Gebet. Aber noch schöner wird der Friede dir sein, noch tapferer dein Wille, und dein Weg wunderbar behütet, wenn du weißt, was ich dir jetzt erzähle: Sanft Martin, der große Gottesmann, der diese Kapellen an den Wegen dir baute. Du weißt, wie er einst an bitterem Wintertag seinen schönen Mantel mit dem armen Mann teilte. Und als er dann, der siebzehnjährige Jährling, zurück in die Kaserne kam und die Kameraden ihn sahen, wie er sich den Rest seines Mantels umgewandelt hatte und dies Stückchen ihm überall zu eng war und zu kurz, da lachten sie und sprachen:

„Martin, Martin, ist das die neueste Soldatenmode, daß man sich keine Cappa zur Cappella verabschieden läßt?“

Denn Cappa heißt Mantel und Cappella heißt nur das Mäntelchen. Martin aber gab keine Antwort. Um die Winternacht aber erschien ihm der Heiland mitten in den Scharen seiner Engel und sprach zu ihnen:

„Sehet, Martin, der noch Katechumene ist, hat mich mit diesem Mantel bekleidet!“

Und Martin sah, daß der Heiland das Stück seines roten

Mantels um die Schultern geschlungen hatte. Als dann Martin erwachte, betete er in seinem Herzen und sprach:

„Herr Jesus Christus, nun weiß ich um dich und deine Herrlichkeit schon manches Jahr. Und immer habe ich gesagt: Ich bin nicht würdig, daß du eingehst unter mein Dach. Nun endlich tiefe ich du selber mich: O Herr, ich komme!“

Und Martin ging und ließ sich taufen. Der Priester aber, der ihn taufte, bat ihn gar herzlich:

„Martin, sag, was willst du nun anfangen mit deiner Cappa die du geschnitten hast? Schenke sie mir, ich will sie treu bewahren, bis einst Jesus Christus die beiden Hälften wieder aneinanderfügt und sagt: Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan!“

Als der junge Soldat das hörte, da ward er so rot wie der Purpur seines Mantels. Und er fragte den Priester:

„Wer hat dir verraten, wo die andere Hälfte der Cappa geblieben ist?“

Da lächelte der Priester:

„Der Bettler hat es im ganzen Orte erzählt, und heut werden es wohl alle deine Kameraden schon wissen!“

Martin juckte die Achseln:

„Mögen sie mich auslachen!“ sagte er, und er gab dem Priester die verdorrte Cappa. Später aber, da alles Volk nun wußte, wie groß Martin war vor Gott, wurde der Mantel in einen kostbaren Schrein gelegt und in einem Kirchlein aufbewahrt. Und gingen die Leute in dies Kirchlein, um zu Sanft Martin zu beten, dann sagten sie einfach: „Nehmt geh ich zur Capelle“, das heißt: zu Martins Mäntelchen. Und bald hießen alle die kleinen Kirchlein in deutschen und französischen Landen: Kapelle.

So segnet euch dann Sanft Martin auch heute noch auf euren Wegen, ohne daß ihr es wußtet.

Unsere heimischen Künstler

Der Maler Ernst Fonk

Mit zu den liebenswürdigsten Persönlichkeiten in der Reihe unserer Künstler gehört der 1891 in Neuf geborene Ernst Fonk. Schon früh zeigten sich bei ihm Begabung und Lust am Zeichnen und Malen. Doch widmete er sich zuerst einem handwerklichen Beruf in der Elektrotechnik. Dann machte er den Weltkrieg von Anfang bis Ende mit. Ergründlich ist es, ihn erzählen zu hören, wie er als Feldgrauer Photograph geworden ist und einen ganzen Stab von Fachleuten unter sich gehabt hat. Als Soldat hat er sich aber auch an einer Ausstellung von Zeichnungen und Gemälden mit Erfolg beteiligt und seine ersten Bilder verkauft. In die Heimat zurückgekehrt, schlug ihn die bildende Kunst ganz in ihren Bann. Er besuchte die Kunstgewerbeschule in Essen. Dort hat er sich u. a. bei dem Meister Prof. Urbach

ja eine ganz besondere Begabung und ein eigenes Studium. Der Maler, der in diese Dinge noch nicht eingeweiht ist, ahnt meist nicht, welch' großes Können in einem solchen Schriftblatt enthalten sein mag.

Im übrigen ist Fonk ein tüchtiger Landschaftler. Seine Delbilder, Aquarelle, Zeichnungen in Feder und Blei, sowie die Schnitte haben einen persönlichen Zug. Es ist ein rhythmisch gegliederter und groß empfundener malerischer Stil, der sich wirksam dem Betrachter einprägt. Die Motive holt sich Fonk oft aus der näheren und weiteren Umgebung, so daß er zu unseren besten Heimatkünstlern zu zählen ist. Die Schnitte, die er in den letzten Wochen in unserem Blatt als Bildbeigabe zu Dr. Schorns Schilderung „Mit Fahrrad und Zeit zum Boden“ veröffentlicht hat, geben eine gute Vorstellung von seiner Art. In letzter Zeit hat sich der Künstler auch mit der figürlichen Komposition beschäftigt.

An der Neugier Kunstlerischkeit ist Fonk immer gut gelitten gewesen. Sein bescheidenes, biederes, schlichtes Wesen hat ihm viele Freunde erworben.

Wir zeigen hier drei Arbeiten aus seiner Werkstatt: Ein Bildnis, ein landschaftliches Motiv: „Goch“, und ein Sgraffito mit den hl. Drei Königen. Das Bildnis ist leicht und flatternd mit der Feder ausgeführt. In dieser knappen, sicheren Strichführung der Wirklichkeit ins lineare Graphische ist vorzüglich gelungen. Die Landschaft, ein Aquarell in bläulichen und grünlichen Tönen vereinigt den lockeren Wasserfarbenstil mit festem architektonischem Aufbau. Dazu muß man sich dann noch den düstigen Farbenton vorstellen. Das Sgraffito „von italienischen Sgraffioren“, d. h. Strichen ist ein kleiner Versuch in einer Art der Gestaltung, die eigentlich in größeren Dimensionen gedacht ist, als Art von Wandmalerei. Es besteht aus verschiedenfarbigen Marmorsteinen. Auf die Oberfläche kommt die Zeichnung. Je nach der Farbe, die ein Teil der Zeichnung haben soll, wird durch Herauskratzen jene Schicht freigelegt, welche die gewünschte Farbe hat. Diese Technik wurde früher in Italien gepflegt und ist neuerdings bei uns wieder aufgefunden. Eine naturhistorische Behandlung der Formen kann dabei nicht in Frage kommen.



Sgraffito: „Die hl. drei Könige“

in Schrift und Illustration unterrichten lassen. Danach, 1925—27, war er an der Düsseldorf Akademie, wo er sich bei verschiedenen Lehrern im figürlichen Zeichnen weiter ausbildete. Schon vorher hatte er sich in Bielefeld angeeignet und ist erst in diesem Jahr wieder nach Neuf gezogen. Für das Bielefelder Rathaus hat er auch Wandmalereien geschaffen, die aber einem Umbau zum Opfer gefallen sind.

Den Besuchern der Neuf Museumsausstellungen ist Ernst Fonk schon lange kein Fremder mehr. Auch in den letzten großen Volkskunstausstellung, um Weihnachten herum, war er vertreten. Das Blatt zu dieser von der Vereinigung „Kraft durch Freude“ veranstalteten Schau hat er zusammen mit Josef Frier gezeichnet. Fonk ist ein guter Schriftzeichner und Verbegriphiker. Er weiß die Formenelemente sinn- und geschmackvoll aufzubauen. Das Gebiet der Schriftkunst erfordert

lung im Liebig-Haus in Frankfurt steht nun nach langer Verschollenheit das als verloren geglaubte Original des Bärbele, ein Bildwerk aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, das wie Funder sagt, eines der folgenreichsten Kunstwerke für Deutschland wurde: sein kunstgeschichtlicher Einfluß auf die Nachschaffenden ist ungeheuer. Wer bisher nur den Gipsabdruck kannte und nun das Original sieht, steht gebannt vor so viel Schönheit, vor so vollendeter, einmaliger Kunst.



Aquarell: Goch



„Bildnis“

vielmehr muß der dekorative Charakter durch starke Stilisierung gewahrt werden.

Ohne Zweifel wird uns Ernst Fonk in naher Zukunft noch mit neuartigen Proben seiner Kunst erfreuen.

Das Bärbele von Straßburg

Eine verschollene Plastik der 15. Jahrhunderts wieder entdeckt

Die Geschichte dieses Kunstwerkes, von dem kürzlich die Gasse fiel, klingt wie ein Roman. Nachdem es zwei Jahre lang bis zur endgültigen Klärung der Besitzverhältnisse geheim gehalten werden mußte, ist es nun in den Besitz des Städtischen Kunstinstitutes übergegangen. In der städtischen Skulpturen-Samm-

Im Schloßpark

Die Zeit ist reif.
Ein Morgen noch
voll Sonne, Seligkeit und Vogelklang.
Sonn' Stille rings im Park.
Der herbe Duft — schon voller Herbstesahnen
Schwebt schwer aus letzten Blüten.
Und sanft senkt sich Erinnerung hernieder
Wie goldne Schleier — — —
Verzauert still liegt Park und Schloß
Ein Märchen — dem ich weit mich öffne

Bielefeld Rief.

Nikolaus Verhaert von Leyden ist der Schöpfer dieses uns neu geschenkten Werkes. Wir wissen weder Geburtsort noch Geburtsjahr des Meisters. Zuverlässig überliefert ist die Eintragung in das Bürgerbuch von Straßburg aus dem Jahre 1464, unter dem Namen Nicolaus von Leyden, so daß man annehmen darf, daß er aus Leyden stammt. Damals arbeitete er für den Neubau der Kanzlei, deren Portal er mit plastischem Schmuck verzierte. Es waren zwei Büsten, ein alter, verfallener lachender Mann und ein Frauenbildnis von seltenem Reiz, die so dargestellt sind, als ob sie über eine Brüstung gelehnt, aus dem Fenster schauten. Der Volksmund hat das Frauenbildnis die schöne Bärbele genannt.

Wer war die schöne Bärbele. Der Obervogt von Straßburg Graf Jakob von Nienburg, den man in dem bärtigen Mann des zweiten Steinbildes erkennen darf, lebte nach dem Tode seiner Gattin in seinem Schloß mit einem Bauernmädchen aus dem badiſchen Dorf Ottenheim. Bärbele, die Bauernmädchen, hoffärtig und herrschsüchtig zwang die Bauern zu hartem Frondienst und wer sich widerlebte, büßte im Turm. Schließlich entpürte sich das Volk und Ludwig von Nienburg, Jakobs Bruder, schaffte Abhilfe. Die schöne Bärbele mußte nach Speyer gehen und schwören, Herrn Jakob zu meiden. Als 1471 Ludwig starb, nahm Jakob sie jedoch wieder zu sich in sein Schloß und lebte dort mit ihr bis zu seinem Tode. Kaum war ihr kürzlich der Beschützer tot, wurde sie in Hagau als Hexe angeklagt und der Legende nach verbrannt. In Wirklichkeit aber hat sich Bärbele schon vorher im Gefängnis erhängt.

Ist es dies Bärbele, das eifer Nicolas in Stein geschnitten hat oder ist es, wie eine andere Deutung wissen will, seine eigene Geliebte? Wir wissen es nicht, aber dieses Steinbild, das uns heute anschaut, hat nichts von Herrschsucht und Falschheit. Dieses Gesicht, lebendig bis in die kleinste Rinne, sieht uns an, als wiese es hin in einen Raum der Sehnsucht um die Erfüllung einer neuen Gotte. Es ist rein und schön, tief und wissend zugleich. Man möchte glauben, daß der Künstler aus tiefer Liebe zu dieser Frau das Denkmal seiner Liebe schuf.

1464 hat Verhaert das Steinbild geschaffen. Nach einem uns erhaltenen Vertrag vom 14. Juni 1464 hat er die für die damalige Zeit recht ansehnliche Summe von 234 Gulden für die Arbeit erhalten. Zwei Jahrhunderte lang schaute das ungleiche Paar von der „Neuen Kanzlei“ auf Straßburg. Trophäe und Sibille haben andere das Paar deuten wollen, fälschlich zu Unrecht, den weiblichen Haupt hat man das Bärbele oft genannt — Hexe oder Heilige — der Pauker weiblicher Echtheit, einmal getalltet, überdauerte die Zeiten.

1886 ist der Kanzleibau abgebrannt, die beiden Büsten aber obliehen erhalten und wurden in die Straßburger Bibliothek gebracht. Wieder zwei Jahrhunderte standen sie in der Bibliothek. Anlässlich einer Ausstellung wurden 1863 die Abgüsse hergestellt. 1870 schlug bei der Verdrückung Straßburgs eine Granate in die Bibliothek und vernichtete den Bau. Seit dieser Zeit gelten die beiden Büsten als verloren. Ueberraschenderweise wurde 1915 ein fast beschädigtes Bruchstück des männlichen Kopfes im Museum in Hagau wiedergefunden und nach Straßburg gebracht. Das Bärbele aber galt als endgültig verloren. Von hatte sich damit abgefunden, dieses einzigartige Kunstwerk nur noch im Abguss kennen lernen zu können. Da kam vor zwei Jahren in Neuf in der Fals der Bildhauer Dr. Meijer, der eine Sammlung vorgebildeter Kunde hinterließ. Bei der Ordnung des Nachlasses fand der Nachlasspfleger hinter einem Ofen die mittelalterliche Steinplastik eines Frauenkopfes. Es wurde festgestellt, daß der Verlorene 1871 auf seiner Hochzeitsreise den Steinkopf bei einem Tröbler gekauft hatte. Viele Jahre lang lag er unbeachtet hinter dem Ofen. Der Testamentsvollstrecker ließ den Kopf nun zum Zwecke der Verwertung prüfen und Prof. Mumm in Speyer hat ihn zuerst als Kopf des Bärbele erkannt. Viele Hände streckten sich nun nach dem kostbaren Schatz aus, der Pariser Louvre bemühte sich, Straßburg und viele andere Museen. Aber es gelang, das Kunstwerk für das Städtische Kunstinstitut zu gewinnen, zu dessen wertvollsten Besitz es nun zählt. Neben der Madonna von Riemenschneider wird das Bärbele in der städtischen Skulpturen-Sammlung im Liebig-Haus einen würdigen Platz finden.

Die JAGD nach dem GLÜCK

ROMAN VON HANS SCHULZE

Erstes Kapitel.

Von der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche schlug es zwölf Uhr. Die schweren dumpfen Glockenschläge hallten durch die zitternde Schwüle des heißen Sommertags. Blaudunstig-fahl, in unerhittlicher Sonnengröße wölbte sich der Himmel über dem Häusermeer Berlins.

Aus dem Lattenfall am Bahnhof Zoologischer Garten kam ein junges Paar in elegantem Reitanzug.

Ein auffallend großer, tiefgebräunter Herr am Ausgang der Zwanzig; ein scharfes, fast holzschnittmäßiges Gesicht mit amerikanischem Einschlag, zu dessen kühnem Linienzuge der eigentümlich weiche Ausdruck der tiefen braunen Augen in einem seltsamen Gegensatz stand.

Er überragte seine schlanke Begleiterin fast um Haupteslänge, als er jetzt mit ihr an die Vordschwelle der Hardenbergstraße trat, wo ein vornehmes Privatauto auf sie wartete.

„Wollen wir schon nach Hause, verehrte Frau Mama, oder bummeln wir noch ein wenig über den Kurfürstendamm?“

Die also unmutig Angeredete bewegte unmutig den Kopf.

„Ich spreche heute kein Wort mehr mit dir, Walter, wenn du nicht endlich mit der ewigen Nöckerlei aufhörst.“ „Aber, liebe Eva“, war die lächelnde Antwort, „das ist doch gar keine Nöckerlei, sondern mein voller Ernst. Oder bist du nicht etwa meine Mutter, wenn auch nur zweiten Grades? Und Geheimne Kommerzientätin dazu? Früher habe ich mir derartige Damen allerdings immer ein wenig umfänglich vorgestellt.“

Und er umfaßte entzückt die wunderbare Linie der schmalen, noch fast mädchenhaften Gestalt, auf der der seine blonde Kopf so stolz und sicher saß.

Die jugendliche Geheimrätin zuckte ergebungslos die Achseln.

„Du bist wirklich unverbesserlich, Walter. Ich werde doch einmal strengere Saiten gegen meinen Altesen aufziehen müssen.“

„Wir können übrigens gern noch ein Stück gehen“, entgegnete sie dann, sich dem Chauffeur zuwendend. „Fahren Sie nur langsam voraus, Fritz. Etwa in der Gegend des Olivaer Platzes wollen wir einsteigen.“

„Es ist doch sehr hübsch, daß du dich noch im letzten Augenblick entschlossen hast, zu Hilbes Hochzeit nach Europa zu kommen!“ nahm sie das Gespräch wieder auf, als sie jetzt in die Joachimstaler Straße einbogen und zum Kurfürstendamm hinübergingen. „Ich habe mich in letzter Zeit zu Hause einsam gefühlt. Hilbe ist ja fast immer in Ausstattungsangelegenheiten unterwegs, und mein Mann und Axel stecken von früh bis abends im Geschäft. Naun, daß ich sie bei den Mahlzeiten einmal flüchtig zu Gesicht bekomme.“

Walter lächelte leise.

„Ja, die Klausmannsche Zigarrenfabrik ist halt von Jahr zu Jahr gewachsen und damit natürlich auch die Arbeitslast. Bei euch wird ja fast noch amerikanischer gearbeitet als in Amerika!“

„Warst du eigentlich gern in Havanna drüben?“

Er schüttelte den Kopf.

„Gern nicht! Meine Neigungen liegen ja auf ganz anderen Gebieten als auf dem der Zigarrenfabrikation. Aber Vater wollte durchaus, daß ich in unser Geschäft eintrat und mir im Auslande erst einmal den Wind um die Nase wehen ließ. Daß daraus dann allmählich fünf Jahre wurden, hatte freilich einen ganz bestimmten Grund. Denn ursprünglich war mein Auslandsaufenthalt nur auf drei Jahre vorgesehen gewesen!“

Eine rote Blasse schloß der jungen Frau auf einmal lächeln in die Schläfen.

„Ich verstehe“, sagte sie in herbem Tone, „es war die zweite Heirat deines Vaters, die dich so lange in Amerika zurückhielt. Ich vergaß im Augenblick ganz, daß du es ja in erster Linie gewesen bist, der mich als einen unbedingten Eindringling in eure Familie betrachtet hat!“

Schweigend gingen sie eine Zeitlang nebeneinander her.

Der Menschenstrom des Kurfürstendamms umfaßte sie und trug sie wie in einer lebendigen Woge über die nächsten Straßenzüge.

Wunderbar, neugierige, neidische Blicke folgten dem vornehmen Paare.

Walter hatte den Hut vom Kopf genommen und ließ sich die Stirn vom Winde kühlen.

Es war ihm auf einmal ganz heiß geworden bei den Worten der Stiefmutter, deren Verechtigung er sich in seiner geraden Denkwiese keineswegs verschloß.

„Liebe Eva“, sagte er endlich, „es ist gut, daß dieser heisse Gegenstand zwischen uns einmal reiflos erdört wird. Ich kann und will aus meinem Herzen keine Mördergrube machen und gebe dir gern zu, daß du es warst, um derentwillen ich mich noch zwei Jahre länger freiwillig nach Amerika verbannt habe. Aber, ehrlich gesprochen, kannst du mir das so sehr verargen? Ist es nicht durchaus ungewöhnlich, wenn sich ein junges, lebensfrisches Mädchen von kaum zwanzig Jahren zur Heirat mit einem mehr als vierzig Jahre älteren Manne entschließt? Und mußte ich als dein zukünftiger Stiefsohn diesem ganzen Verhältnis nicht von vornherein skeptisch gegenüberstehen und mich vor allem in der ersten Zeit von dir und Vater nach Möglichkeit fernhalten, zumal ich selbst nur ein paar Jahre älter bin als du?“

Sie sah ihm mit einem vollen Blicke ins Gesicht.

„Ich danke dir für deine Offenheit, Walter, und freue mich doppelt, daß sich trotz aller deiner Vorurteile in der kurzen Zeit deines Hierseins so rasche und so herzliche Beziehungen zwischen uns entwickelt haben. Glaube mir, auch mich hat es einst einen schweren Kampf gekostet, ehe ich mich entschloß, die Frau deines Vaters zu werden, und ich habe sehr, sehr vieles dafür aufgegeben!“

Sie hatten unterdes die Höhe der Leibnizstraße erreicht und stiegen in das ihrer bereits harrende Auto.

In rascher Fahrt glitt der schmale graue Wagen im Schatten der Baumreihen des Kurfürstendamms nach Halensee hinüber.

Von neuem war das Gespräch zwischen den beiden verstummt, indes Walter mit seinen sehnsüchtigen Blicken immer wieder das liebliche Bild seiner Gefährtin suchte, von der es zuweilen wie ein frisches Wehen zu ihm kam.

Gab es denn überhaupt so viel sonnige Jugend und Schönheit, wie sie diesem entzückenden Geschöpf zu eigen war?

Reizend sah sie aus mit dem schmalen, edelgeschnittenen Gesicht und den leuchtend blauen Augen.

Nicht Tage weite er nun schon mit ihr unter dem Dache des väterlichen Hauses, und jeder Tag hatte ihn innerlich näher mit ihr zusammengeführt, ihn die vornehm-einfache Art ihres ganzen Daseins und Fühlens mehr und mehr kennen und schätzen gelehrt.

Dem Vater begegnete sie stets mit der gleichen ruhigen Herzlichkeit und Freundlichkeit, ebenso wie sie auch der nur um ein Jahr jüngeren Stiefsochter Hilbe durch eine aufrichtige Freundschaft verbunden war.

Das Hauswesen der großen Grunewaldvilla, die ihr der Gatte bei der Eheschließung als Morgengabe zugeeignet hatte, ließ unter ihrer umsichtigen Leitung mit musterhafter Geräuschlosigkeit.

Trotz aller gesellschaftlichen Pflichten als Frau des Geheimrats Klausmann fand sie doch Zeit, sich um jede Einzelheit des weitverzweigten Wirtschaftsbetriebes zu kümmern und das Leben im Familienkreise auf einen harmonischen Ton friedvoller Behaglichkeit abzustimmen.

Nur sie selbst schien zuweilen von einer seltsamen Unruhe und Nervosität befallen zu werden, an der die übrigen Hausgenossen anscheinend achtlos vorübergingen, während sie dem scharf beobachtenden Walter schon am Tage seiner Ankunft aufgefallen war.

Und quälend bohrte sich immer wieder der Gedanke in sein Hirn, wozu ein Geheimnis sich hinter dieser klaren, reinen Stirn verbergen mochte, die ihm auch heute in all der leuchtenden Helle des wundervollen Sommertages auf einmal wieder von dem Fittich eines dunklen Leides überschattet schien.

Die Klausmannsche Villa lag in der Delbrückstraße, einer Seitenstraße der Königsallee, inmitten eines großen, parkartigen Gartens, der sich in sanfter Abdachung bis zu dem stillen Hertaalsee hinab erstreckte.

Der schlicht-vornehme Landhausbau in der Umrahmung der hohen, ersten Grunewaldtiefen war ganz auf den alten baufälligen Gedanken gestellt, daß Haus und Park zu einer Einheit zusammengehören, daß der Park sich in das Haus und das Haus in den Park hinein fortsetzen müsse.

Eine breite Freitreppe führte über eine prächtige Rosenterrasse zu der großen Empfangsdielen empor, deren mattgrüne Tapeten den ganzen Zauber des singenden Lichts der zweiten Parklandschaft eingeklangelt zu haben schienen.

Und Licht und Luft war auch das Grundmotiv für die künstlerische Gestaltung der Zimmerflucht gewesen, die mit sicherem Takt um die Mittelachse der Dielen angeordnet war. Eva hatte das ganze untere Stockwerk einheitlich im Stil eines frühen Empire eingerichtet und sich hier mit den reichen Mitteln, die ihr der Gatte zur Verfügung gestellt, ein kleines Paradies geschaffen, das in seinen reizvollen Durchblicken auf Park und See an die Meisterwerke eines Gilly erinnerte.

Vor allem der große, weißgoldene Ecksofa, in dem sich die näheren Freunde des Hauses allwöchentlich einmal zum Tee zusammenzufinden pflegten, bildete mit seinem wunderbaren Chinaporzellan ein wahres Museum.

Eva war eine leidenschaftliche Verehrerin altchinesischer Porzellankunst und hatte in kurzer Zeit eine geschlossene Sammlung dieser köstlichen, feinsten Dinge der Welt zusammengebracht, die in ihrer unvergleichlichen Farben- und Formenscönheit den ganzen Zauber längst verschwundener asiatischer Kulturen neu erleben lassen.

Eva hatte sich gleich nach der Heimkehr aus der Stadt in ihr Ankleidezimmer im ersten Stock zurückgezogen und kam nach einer Weile wieder zur Dielen hinab, wo sie Walter bereits mit Ungebulb erwartete.

Sie trug jetzt ein kimonoartiges, hellblaues Seidenkleid mit einem kostbaren Brüsseler Spitzenkragen.

Wie ein liebliches Wiedererlebnis stand sie vor Walter, so frisch und kinderlich, daß er einen Ausruf des Entzückens nicht unterdrücken konnte.

„Es ist alles so wunderschön hier, Eva, aber du bist und bleibst doch die Schöne!“

Sie nahm lächelnd seinen Arm.

„Komm“, sagte sie, „wir wollen essen! Heute sollst du endlich auch deinen Schwager kennenlernen. Mein Mann

telefonierte vorhin aus der Fabrik, daß Axel am Morgen aus dem Rheinland zurückgekehrt sei.“

Seit einer Stunde schon sah man zu Tisch, und der blaue Rauch der Zigarren legte sich wie eine durchsichtige Wolke um die halbgelerten Sektflaschen und die schweren Kristallvasen mit den üppigen Teerosen, die die Tafel fast überreich schmückten.

Das große Parkfenster stand weit geöffnet, und der Duft der grünen Rasenbreiten wehte wie ein Gruß der sommerlichen Erde weich herein.

Man hatte, wie meist am Sonntag, im engsten Familientreife gespeist.

Der Hausherr selbst lehnte mit seiner Zigarre in dem bequemen Luthersstuhl, seine kühlen Augen irren zuweilen mit einem etwas abwesenden Blick über die Blumenmuster der Seidentapeten und die langgestreckte, niedrige Korbzucht, die einer älteren Schwester im Schloße zu Chantilly nachgebildet und durch zwei hohe, dunkelbemalte Emailvasen aus der Zeit Kaiser Napoléons flankiert war.

Aus den breiten, massigen Schultern wuchs ein ausdrucksvoll modellierter Kopf mit einem energiegelassen, glattrasierten Gesicht, in dem die Spuren jahrzehntelanger, unermüdlicher Arbeit in tiefen, materiellen Runen unverwundbar eingegraben waren, ein Gesicht, das unwillkürlich an die harten Gesichtszüge Albrecht Dürerscher Patrizier erinnerte und sich in unverkennbarer Familienähnlichkeit bei Sohn und Tochter wiederholte.

Nur war bei der schlanken, bräuneten Hilbe die Klausmannsche Gesichtsbildung jugendlich weich gemildert und durch den Ausdruck der schönen braunen Augen, die sie gleich dem Bruder von der früh verstorbenen Mutter geerbt hatte, in einem überaus sympathischen Zug von Lebenswürdigkeit und Herzengüte verklärt.

Sie hatte ihren Platz zwischen Walter und ihrem Verlobten, Axel Brand, einem auffallend hübschen, etwa sechs- undzwanzigjährigen Manne von aristokratisch vornehmer Erscheinung, der in der Klausmannschen Fabrik eine außerordentlich schnelle Karriere gemacht hatte und wegen seiner hervorragenden kaufmännischen Fähigkeiten noch vor Ablauf des ersten Jahres vom einfachen Buchhalter zum Zweiten Prokuristen aufgerückt war.

Das Pfingstfest hatte dann gleichsam als Schlüsselstein seines raschen Aufstieges seine Verlobung mit der einzigen Tochter des Fabrikherrn gebracht, und die Hochzeit des jungen Paares sollte auf Hilbes Wunsch bereits am 2. August, dem Tage ihres einundzwanzigsten Geburtstages, gefeiert werden.

„Nun, was unternehmen wir heute?“

Der Geheimrat fand breit und muthig über einen Korbseffel der Terrasse gelehnt und blick nachdenklich eine dicke Rauchwolke vor sich hin.

Der weißgebedeckte Kaffeetisch leuchtete, und Eva schenkte für Mann und Stiefsohn selbst den Kaffee ein.

Hilbe und Axel waren noch einmal in den Park hinabgegangen und promenierten Arm in Arm um die bunten Blumenrabatten des großen Springbrunnens.

Zuweilen legte der Wind den hohen Wassersprudel in tausendfachen Perlenfäden auseinander, daß man ihre schlanken Gestalten wie durch einen Schleier sah.

In der unermesslichen Himmelsferne schwamm einsam eine kleine weiße Wolke und trieb still dahin wie ein vom Sturm zerplüßenes Segel.

„Am liebsten blieb ich ja ganz zu Hause!“ versetzte Eva, die Kaffeekanne auf den Tisch zurückstellend. „Ein Berliner Sonntag ist für mich etwas Schreckliches. Aber sagtest du vorhin nicht, daß du mit Axel im Edenhotel heute noch eine Sitzung hättest?“

Der Gatte nickte.

„Ja, um halb sechs Uhr. Die Sache dauert jedoch höchstens eine Stunde. Wir machen dann eine große Autofahrt ganz weit hinaus über die Savannen und essen irgendwo im Freien. Wo die letzten Menschen wohnen und kein Berliner Ausflügler mehr hinkommt!“

„Vater gefällt mir gar nicht!“ meinte Walter nachdenklich, als sich der Geheimrat zu seinem Nachmittags-schlaf zurückgezogen hatte. „Er macht heute wieder einen sehr nervösen, abgespannten Eindruck. Er ist ein ganz anderer geworden seit meiner Ausreise nach Amerika!“

„Er überarbeitet sich, Walter! Er will noch immer alles am liebsten allein erledigen und kann sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß die Fabrik dafür allmählich doch zu groß geworden ist. Gott sei Dank, daß er in letzter Zeit wenigstens Axel vieles zu überlassen beginnt!“

„Wie ist er eigentlich zu Axel gekommen?“

„Durch Empfehlungen von befreundeter Seite. Axel war früher im Bankfach. Papa schätzte ihn außerordentlich und tat eigentlich nichts mehr ohne seinen Rat. Axel soll ebenso wie du bei der Hochzeit Mittinghaber der Firma werden!“

„Und wie ist sein Verhältnis zu Hilbe?“

Die junge Frau zögerte einen Augenblick mit der Antwort und ihre Hand zitterte leise, als sie Walter jetzt den Kuchenteller hinüberreichte.

„Hilbe hat ihn sehr lieb!“ sagte sie dann mit seltsam gepreßter Stimme. „Aber da kommen die beiden ja gerade die Treppe herauf. Reißt euch, Kinder! Der Kaffee wartet schon längst auf euch!“

Das Wetter war in den späten Nachmittagsstunden umgeschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Unpolitische Chronik

Neu, 10. November 1935

Vom zum Winter

Indem wir nun auch schon auf den Martinstag zugehen, ist an dem Uebergang vom Herbst zum Winter nicht mehr zu zweifeln, falls noch jemand im Zweifel darüber geblieben sein sollte, so wird ihn der Wind, der mittlerweile durch Nord und Kammissio geht, darüber belehren, daß die Zeit des Strohputzes und des sommerlichen Habitus vorbei ist.

Darüber spricht der unpolitische Chronist aber nicht mehr, nachdem auch der allerbeste Wille auf diesem Gebiete zu keinerlei Neuigkeit mehr fähig ist. Angewiesen sind wir so auch übrigens mit unseren Oktober-November-Depressionen fertig geworden, unsere Gebichte, die wir in solcher Zeit zu machen pflegen, haben wir im eigenen Saft gut aufbewahrt, damit sie sich gut halten und demaleinst der Nachwelt Freude machen können, falls einmal einer sie entbeden sollte. (Die Gebichte, natürlich, nicht die lieben Nachfahren!)

An sich müßte man sogar schon hier über den Winter sprechen, denn die Düsseldorf haben dieser Tage ihre Kunst- und Laufbahn fertiggestellt, eine Eisbahn auf der nicht nur etwa „Kunst“ gelaufen wird, sondern eine Eisbahn vielmehr, auf der man auch in Zeiten, da es noch nicht friert, den Eisport ausüben kann, da diese Eisfläche künstlich hergestellt wird. Bei diesem Gedanken werden wir in Neuf natürlich nicht nur blaß sondern sogar gelb vor Neid, weil wir in Neuf auf diesem Gebiete immer besonders schlecht abgekommen sind. Die wenigen Reste von Schlittschuhfreunden, die es noch in Neuf gibt, sind immer mehr im Schwinden und Schmelzen begriffen, weil in Neuf die Gelegenheiten immer geringer geworden sind; und so werden also nächstens auch diese noch, soweit sie sich solchen Aufwand an Zeit und Geld und gutem Willen erlauben können, in Düsseldorf ihrem Lieblingsport nachgehen, während wir hier in Geduld auf die erste natürliche Eisbahn warten werden, bis die Weichen wieder blühen, nächstes Jahr, im Monat März.

Aber was sprechen wir überhaupt schon von Eis und Schnee und solchen winterlichen Dingen!? Insgesamt rechnen wir ja doch auch in diesem Jahre wieder mit einer „atmosphärischen Winterhilfe“, d. h., mit einem nicht allzu strengen Winter. Es gibt Sachverständige, die diesen milden Winter in sichere Aussicht stellen; wir haben aber eine so begründete Abneigung selbst gegen kurzfristige Witterungsvorausagen, daß wir über langfristige Prognosen nur milde lächeln können, obwohl wir sicher damit einverstanden wären, wenn es so käme. Aber wie man auf Geschenke nicht rechnen soll und keinen Anspruch darauf hat, so darf man den milden Winter, den versprochenen milden Winter nicht als Aktivum in die Vor-Bilanz einleihen; daß dies nicht geschieht wurde auch am vergangenen Sonntag bewiesen, als der Verkauf der ersten Winterhilfsbeize schon gegen Mittag in Neuf „mangelnde Masse“ beendet war. Alle segelten „mit vollen Segeln“ — so hieß das Kennwort des ersten Sammeltrages! — durch die Straßen, und niemand schloß sich aus. Dieser Sammeltrag und der erste Eintopffonntag haben es schon bewiesen, wie ernst und wie stark sich auch in diesem Jahre wieder das ganze deutsche Volk hinter den Gedanken der Winterhilfe stellt.

Nur, also . . .

Die deutsche medizinische Wissenschaft hat es festgestellt und auch glaubhaft nachgewiesen, daß man durch Krerger schweren Schaden an seiner Gesundheit leidet; die Funktion wichtiger Drüsen werde unterbunden, so berichteten die Zeitungen, und der Aufbau des Organismus werde wesentlich gehemmt. Wenn man das so liest, dann ist man ohne weiteres bereit, dem deutschen Professor, der diese Feststellungen gemacht hat, recht zu geben. Wir alle haben ja schon längst geahnt und wir empfinden bei der Lektüre dieser Nachricht nur eine Art von Bestätigung einer unterbewußten Empfindung, auf die wir nachträglich nun sehr stolz sind.

Zunächst können wir allerdings mit dieser Feststellung nicht viel mehr anfangen, als daß wir sie mit Bedauern zur Kenntnis nehmen; dadurch wird es zwar nicht besser, aber immerhin haben wir nun eine wissenschaftliche Begründung in der Tasche, auf die wir Deutsche seit je immer stolz zu sein pflegen, und wenn uns also nächstens infolge von Krerger das Essen nicht mehr schmeckt, oder wenn wir sonstige wichtige Funktionen gehemmt bei uns empfinden, dann wissen wir woher das kommt. Das Wort „Mensch, ärgere dich nicht!“ war also nicht nur ein simples Wortspiel, sondern es hatte ein wissenschaftliches Fundament; auch daß uns tatsächlich infolge Krerger die Galle überläuft, das ist nunmehr nicht nur eine Redensart, sondern es ist tatsächlich durch die ärztliche Wissenschaft begründet.

Schade, daß wir so wenig mit dieser Erkenntnis anfangen können!

Denn wie könnten wir den Krerger im Ganzen los werden? Wie könnten wir es einrichten, daß der Krerger überhaupt aus unserem „Krankenblatt“ verschwindet? Schwer zu sagen! Denn immer wird es so sein, daß sich die Menschen gegenseitig ärgern, nur, wenn es feststeht, daß etwa auch die Düstiz sich die medizinische Erkenntnis zu Eigen macht, daß Krerger eine Art von „Körperverletzung“ ist, dann gäbe es vielleicht die Möglichkeit, den angreifenden Teil wegen solchen Deliktes zu verklagen und zu verurteilen. Das würde allerdings für Richter und Düstiz-
camte eine ungeheure Aufgabe geben. Einfacher wäre es

ja, wenn wir weder uns noch andere Leute ärgern würden, aber diese Möglichkeit ist wohl überhaupt nicht in Betracht zu ziehen, nicht wahr?

Lob und Tadel

Nachdem uns der Regierungspräsident von Düsseldorf wegen unserer Leistung bei der Verdunkelungsübung öffentlich belobigt hat, dürfen wir uns wohl einen herausheben; das war nicht überall so mit der musterhaften Verdunkelung, wie ich dieser Tage in einer Dresdner Zeitung las; dort wurde sogar ein Mädel ausgezeichnet, der wie folgt auswich:

„Gestern fand eine große Verdunkelungsübung statt. Durch den Leiter der Übung, Polizeimajor Melchior, konnte festgestellt werden, daß der bei der Einschränkung der Beleuchtung eingeschlagene Weg sich als richtig erwiesen hat. Alle Fahrzeuge haben gute Beleuchtungsdisziplin gewahrt. Die Mitarbeit der Bevölkerung ließ aber noch sehr zu wünschen übrig. Es sei erlaubt, sagte der Polizeimajor bei der Kritik, daß es im Dritten Reich noch immer Leute gäbe, die nicht begreifen, wozu es geht. Viele Lädenhändler hätten um 7 Uhr noch nicht geschlossen gehabt. Auch in vielen Etagen brannte noch 15 Minuten nach Beginn der Übung Licht. Es wird daher erwogen, eine ganze Nacht auf die eingeschränkte Beleuchtung überzugehen, und dies so lange zu wiederholen, bis die Disziplin hergestellt ist. Unangenehm bemerkbar hat sich auch das Ausflügen der Straßenbahnbeleuchtungen ausgewirkt.“

Nun müssen also die „Dresdner“ solange üben, bis sie es können; wir indessen, wir im Rheinland, können uns im Lobe des Regierungspräsidenten, und wir finden dieses Lob nicht einmal übertrieben. Von den Dresdnern aber können wir sagen:

„... sie üben jetzt mit Häufigkeit die Schule der Geläufigkeit.“

Und eines Tages werden sie es dann können, und dann wollen wir das auch feststellen, wenn es soweit ist, damit ihr guter Ruf wieder hergestellt werde.

Pseudonym und Nation

Die Reichsmusikammer hat ihren Mitgliedern verboten, fremdländische Pseudonyme anzunehmen. In Deutschland haben leider noch bis vor kurzem Hunderte von Musikern und anderen Künstlern die „romantischen“ und geheimnisvollsten exotischen Namen getragen, um dem Publikum damit zu „imponieren“. Zum großen Teil war an diesem internationalisierenden Unfug ein gewisses Publikum schuld, das nach dem Wort „nemo propheta in patria“ alles, was nur entfernt nach Ausland und Exotik roch, kritiklos bewunderte und sofort bereit war, einem mittelmäßigen Geiger, der etwa Romeo della Capamara hieß, mehr Aufmerksamkeit und Interesse entgegenzubringen als einem erstklassigen Violoncellisten namens Meier. Woher kam eigentlich diese reiflose Bewunderung und Anbetung alles Ausländischen? Manche behaupten, daß es dem Deutschen im Blute liegt, alles Ausländische blindlings nachzuahmen, aber diese Behauptung trifft keineswegs zu. In einem harten und selbstbewußten Staat wird der deutsche Mensch zwar jederzeit das besondere Eigenleben einer fremden Nation anerkennen, aber er wird nie die Mode und Kultur dieser Nation kopieren, sofern er in seinem innersten Herzen national empfindet. Ausnahmen hat es natürlich immer gegeben und dazu gehören vor allem auch jene Unverbesserlichen, die ihr deutsches Wesen hinter einer fremdländischen Maske verbergen und ihren ehrlichen deutschen Namen hinter einem schillernden und pompösen Pseudonym verschaukeln. Es gibt allerdings Namensänderungen, die eine gewisse Berechtigung haben. So wird man es zum Beispiel keinem, dem unglücklicherweise ein ausgefallenes komischer und häßlich-grotesker Name in die Wiege gelegt wurde, ablehnen, wenn er sich nach einem

Liebe in Versform

Ein originelles Büro. — 10 Francs pro Seite

In der Hauptstadt Frankreichs gibt es noch immer eine gewisse Bohème, das sind junge Dichter und Künstler, die mehr von der Hoffnung auf die Zukunft leben, als von greifbaren Realitäten der Gegenwart in Form von Honoraren. Diesen hoffnungsvollen Jüngern des Pegasus geht es zum größten Teil sogar erbärmlich schlecht. Um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, haben sich nun vor einiger Zeit einige dieser „werden den Dichter“ zusammengetan und haben ein Büro gemietet, in dem auf Wunsch Liebesbriefe in Versform hergestellt werden. Wenn also ein verliebter junger Pariser dem Gegenstand seiner Verehrung in Zukunft nicht mehr schamlos, profane Episteln schreiben will, sondern glühendste Liebesverse, dann braucht er sich nur Rue X., drittes Haus von links, vierte Etage, zu begeben, um alsbald seine Sehnsucht erfüllt zu sehen. Ein paar Stichworte und die allerneuesten Angaben über Person, Alter, Farbe der Augen und Haare usw. genügen, um dem jungen Dichter, der diesen Auftrag ausführen soll, die nötige Inspiration zu geben. Diese schönen Liebesverse kosten dann natürlich eine Kleinigkeit. Laut Tarif sind pro Seite solcher poetischer Liebesbriefe Francs 10, — zu entrichten. Dieser Betrag scheint jedoch durchaus angemessen zu sein, denn das Büro für Liebesbriefe soll sich heute schon eines sehr regen Verkehrs erfreuen. Es wird sogar behauptet, daß der eine dem anderen die Tür in die Hand drückt, so daß die jungen Dichterlinge, die sich diesen originellen Beruf ausgesucht haben, mit den Bestellungen schon nicht mehr Schritt halten.

anderen Namen umkleidet. Auch wird man es verstehen können, daß der berühmte Herr Meier an seinen Namen die Bezeichnung einer Ortschaft oder sonst einen zweiten originellen Namen anhängt. Aber wenn sich irgend ein Künstler, der einen durchaus „brauchbaren“ Namen trägt, plötzlich Don Mexicano D'Alto oder Sebastiano della Levante nennt, um irgendwelchen snobistischen Kreaturen zu imponieren, so ist das eine Geschmacklosigkeit. Ist etwa die deutsche Sängerin Maria Müller nicht eine bewundernswerte und begnadete Künstlerin? Würde sie vielleicht schöner singen, wenn sie statt Müller Elvira Capablanca hieße? Es ist doch wirklich eine uralte und abgeklapperte Wirtin, daß nicht ein Pseudonym den Künstler macht, sondern einzig und allein sein S d n e n, sein Charakter, sein Fleiß und seine Leistung. Es gibt zwar Leute, die behaupten, daß Napoleon nie ein so großer Mann geworden wäre, wenn er Schulze geheißen hätte. Mag auch diese Ansicht etwas für sich haben und es noch so richtig sein, daß von gewissen Namen ein Fludium ausgeht, so besteht doch im allgemeinen nicht der geringste Grund, seinen ehrlichen deutschen Namen gegen einen fremdländischen einzutauschen.

Das Pferd mit Gummischuhen

Daß ein Pferd Gummischuhe tragen muß, das ist nicht etwa ein schlechter Witz, sondern das ist die Vorschrift einer hochwohlwollenden Polizei von Newyork. Damit der Lärm ein bißchen gemindert werde, hat dort die Verkehrspolizei angeordnet, daß die Pferde von abends 11 Uhr bis 7 Uhr morgens Gummischuhe über den Hufen zu tragen haben.

Aber die Newyorker Polizei ist in ihren reinen und schönen Absichten noch weiter gegangen; sie hat sogar die Organe der Verbrecherbekämpfung verpflichtet, bei der Verfolgung und Verhaftung von Übeltätern möglichst geräuschlos zu Werke zu gehen, ein Wunsch, auf den die beteiligten Organe wahrscheinlich lauer reagieren werden, zumal ja die „andere Seite“, die Herren Verbrecher eine derartige Verpflichtung in umgekehrter Richtung nicht unter sich ausgemacht haben werden; und deswegen kann man von hier aus — Jived hat es wahrscheinlich nicht! — der Polizei in Newyork nur den Rat geben, es mit den Nerven der Newyorker Bürger nicht so genau zu nehmen.

Mit den Pferdemaßnahmen hingegen wollen wir einverstanden sein; zwar haben wir hier auf dem europäischen Kontinent keinen Nutzen davon, aber Pferd in Gummischuhen ist eine so schöne Vorstellung, daß wir sie nicht ungenutzt entleeren lassen wollen, ohne auch unsere Leser an dieser reinen Freude teilhaben zu lassen.

Als europäische Gegenleistung schlagen wir vor, Hasen und Kaninchen mit Hufeisen beschlagen zu lassen, damit die Jäger es leichter haben.

Ein balcanisches Tüfzau

Früher war das Thema Beleuchtung regelmäßig vorkommender Diskussionsstoff in den Stadtverordneten-Sitzungen, und bei diesem Thema öffneten sich oft genug die Schleißen stadtväterlicher Verehrtheit auf das Neue; beim Beginn der Winterzeit melden sich auch heute wieder die stark „verdunkelten“ Stadtteile, deren es ja immer welche gibt. Den Reigen 1935-36 in dieser Richtung eröffnet eine Einsegnung, die uns dieser Tage zuzug und die u. a. wie folgt lautet:

„Neben der kürzlich beendigte Verdunkelung haben Sie berichtet, — Schön! — Gehen Sie mal gelegentlich abends so gegen 6 Uhr am Herz-Jesu-Kloster zur Promenadenstraße vorbei, so finden Sie dort die schönste Verdunkelung, so daß man Zusammenstöße gewärtig sein muß.“

Sicher werden auch noch andere Wünsche geäußert werden, die zweckmäßigerweise wohl der zuständigen Stelle auf dem Rathaus weitergeleitet werden, wo man für derartige Dinge natürlich ein offenes Ohr hat. Wollten wir dafür in der Zeitung eine ständige Rubrik einrichten, dann würde dort wahrscheinlich bald eine Ueberschwemmung entstehen, die wir gerne verhindern möchten.

Diaz

Folgeschwere Kino-Schüsse

Bei einer Filmvorführung in Chicago ging es heiß her. Die Revolver blühten auf, und Schüsse durchzogen die Nacht. Da drangen plötzlich während der Filmvorführung Polizisten ein, die den Saal erleuchteten ließen und die Anwesenden zwangen, die Hände hochzuheben.

Man folgte diesem Befehl, ohne zu wissen, worum es sich hierbei eigentlich handelte. Die Polizisten konnten es zunächst auch nicht ergründen, bis man herausbekam, daß die Schüsse, die der Verbrecher auf der Leinwand auf seinen Gegner abgegeben hatte, sie herbeigelockt hatten. Worauf sich alle wieder hinsetzen durften und der Film wieder zu rollen begann.

Elefanten — mit Schallplatten gefagt

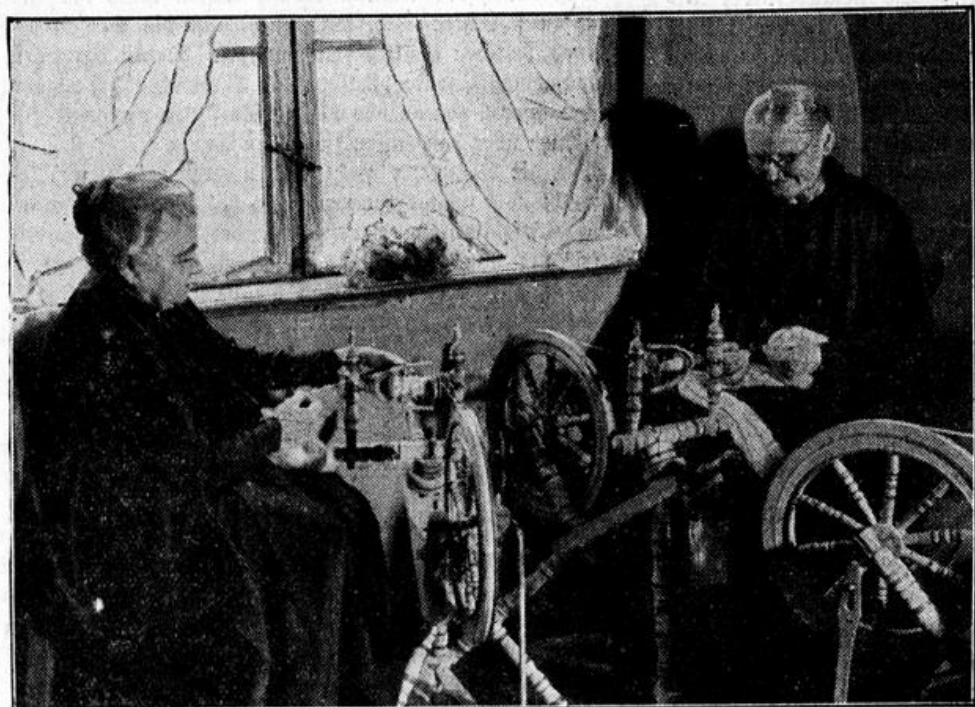
Die Elefantenjagd ist den reichen indischen Nabobs anscheinend zu beschwerlich geworden, und auf die Romantiker pfeifen sie. Oder ob sie nur einmal eine Abwechslung haben wollten? Jedenfalls gehen sie jetzt den Dichtern mit — Schallplatten zuleibe. Wenn sie die wilden Elefanten in die vorbereiteten Kraals treiben wollen, in denen sie gefängt werden sollen, dann brauchen sie und die Treiber sich nicht mehr anzustrengen, sondern man läßt Platten spielen auf denen man das Gebrüll von Tigern aufgenommen hat. Die Elefanten irren nun von einem Grammophon zum andern, laufen immer wieder vor dem Tigergebrüll davon und klaffen schließlich zur einzigen freien Stelle, die direkt in den Kraal führt.

Deutsches Leinen - Deutsche Walle

Was in einem Jahrhundert vertan wurde
Es geht wieder aufwärts in der Erzeugung

Wie fröhlich gleichgültig ist doch der Deutsche gewesen, wie verheerend hat sich die liberalistisch-materialistische Auffassung ausgewirkt. Deutschland war schon vor urdenklichen Zeiten das Land des Flachses und des Leinen. Weite Felder wurden mit der Pflucht besät und abgemäht, aus den Flachsfasern wurde das Leinen gewebt.

Ehren kommen und in größerem Maße als bisher im eigenen Lande erzeugt wird. Allerdings hat das Leinen seine beherrschende Stellung als Material für unsere Kleidung abtreten müssen. Niemals werden unsere Gemeindeglieder nur aus Leinen sein können; schon deshalb nicht, weil der Gewebebedarf der um Millionen gestiegenen

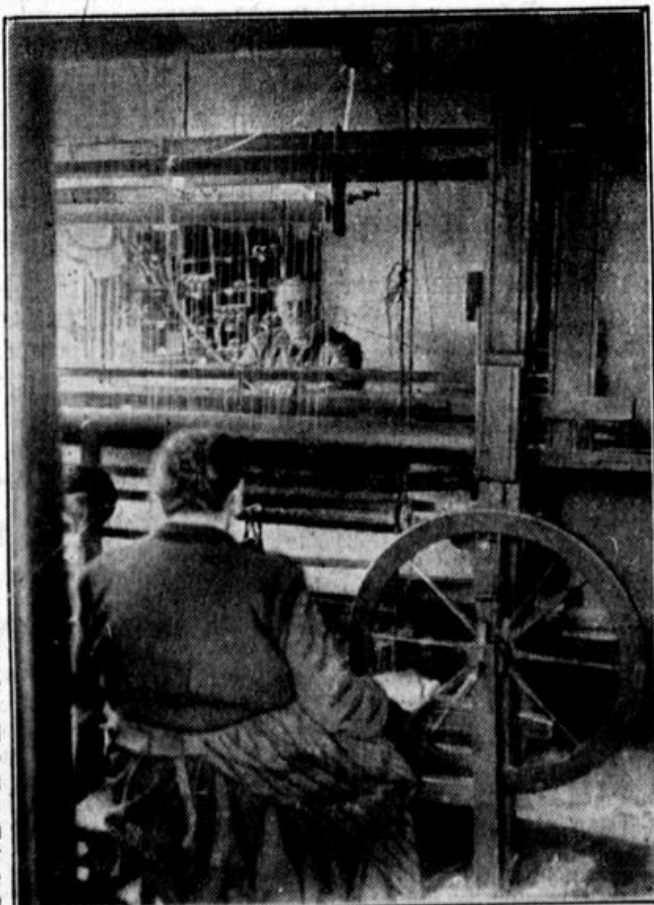


Immer wurde in dem deutschen Bauernhaus Flachs und Wolle vom selbstgehornten Schaf gesponnen.

Aus Leinwand und Fellen bestand die Kleidung der Germanen. Noch bis in das späte Mittelalter hinein war der Flachsobau ein lohnender Zweig der Bauernwirtschaft. Dann trat die Baumwolle auf den Plan, der Kampf gegen das Leinen und den Flachs begann. Er fand den deutschen Kaufmann, den Städter auf der Seite der Baumwolle, weil sie etwas billiger war. Der Flachsobau ging zurück. Leinen verschwand nach und nach von den Märkten, und die Baumwollballen marschierten dafür auf. Die Industrialisierung im vergangenen Jahrhundert entschied den Sieg der Baumwolle. Nur in den Schränken der scholtenverbundenen Bauern blieb das Leinen vorherrschend. Auf ihren Feldern wuchs noch in jedem Jahre der Flachs. Auf den Bauernhöfen standen die Schwingböcke, kaufte das Schwingmesser, wurde noch das Werk durch die Hechel gezogen und setzte die Bauersfrau die Waden auf das Spinnrad in der Stube, um an langen Winterabenden das Garn zu spinnen und aus dem Garn auf den primitiven Webstühlen das dauerhafte Hausleinen zu weben.

Einst konnte deutsches Leinen noch die Welt erobern. Dann verschwand es jenseits der Grenzen, schließlich im Vaterlande, und dann mußte Leinen als Garn oder Gewebe eingeführt werden, weil der Eigenbedarf nicht einmal mehr aus der heimischen Produktion gedeckt werden konnte. Von 28 Millionen Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche waren im Jahre 1933 ganze 4800 Hektar mit Flachs bestellt. Es ist das Verdienst der nationalsozialistischen Staatsführung, daß das deutsche Leinen nicht auch noch aus den Spinnen auf den Bauernhöfen verschwinden konnte. Im Jahre 1934 waren bereits 8700 Hektar mit Flachs besät, und eine entsprechende Steigerung der Anbaufläche ist in diesem Jahre wieder zu verzeichnen. Der gegen 1933 um etwa 150 v. H. vermehrte Flachsobau bedeutet Steigerung des eigenen Anteils an der Versorgung, er bedeutet aber auch, daß vom Bauernhofe her das Leinen wieder zu

Bevölkerung nicht mehr durch Eigenzeugung gedeckt und die durch die kulturelle Entwicklung bedingte Umschichtung im Verbrauch nicht ganz rückgängig gemacht werden kann. Aber dort, wo Leinen ausländischer Erzeugung verwendet werden muß, wo andere Gewebe zu Unrecht das Leinen verdrängt haben, wird, während die Anbaufläche des Flachses von Jahr zu Jahr sich erweitert, deutsches Leinen seinen



Auf einfachen Handwebstühlen wird jetzt noch das Leinen gewebt.

Platz, den es innehatte, wiedererobern. Das Schaf ist schon in der Steinzeit in Mitteleuropa domestiziert gewesen, aber den Wert seines Haars hat der Mensch hier, wie überall in der Welt, erst verhältnismäßig spät erkannt. Man trug Kleidung aus Fellen, später Gewänder aus Leinen, bis man um das Jahr 1000 hinter das Geheimnis der Verarbeitung der Schafwolle kam. Seither hat sich die Wolle einen



Im Frühjahr und im Herbst wird das Schaf geschoren. 7 bis 14 Pfund Wolle beträgt das Rohschurgewicht.

Platz in der Kultur der weißen Rassen erobert, sind die Schafherden gewachsen, wurden fast Kontinente vom Wollschaf erschlossen. Deutschland hat an dieser Entwicklung lange Anteil genommen: das Schaf ist eines seiner ältesten Haustiere, seine Wolle wurde hier zu festen und in der Welt vielbegehrten Tuchen gesponnen und gewebt. Der Niedergang nach dem Dreißigjährigen Kriege wurde überwunden, die Kolonisation Preußens vor allem im 17. und

zweig des Bauern, die Wolle ein wichtiges Handelsgut im In- und Auslande. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hat die Schafzucht in Deutschland einen Stand erreicht, der am besten durch die Tatsache gekennzeichnet wird, daß man an der Londoner Wollbörse für deutsche Wolle höhere Preise bezahlte als für spanische, und daß Wäde und Mutterschafe nach Polen und Rußland, Österreich und Ungarn, nach Südafrika und sogar nach Australien gingen und dort zur Begründung der Schafzucht verwendet wurden.

Was war im Jahre 1933 von dieser beherrschenden Stellung noch vorhanden? Unter dem Einfluß des liberalistischen Wirtschaftsgewisses opferte das Deutsche Reich seine Schafzucht. Obgleich es trotz Industrialisierung und, gemessen an seiner landwirtschaftlichen Nutzfläche, das Vielfache unterhalten konnte, sank die Zahl der Schafe innerhalb 60 Jahren von 28 Millionen auf 3,3 Millionen im Jahre 1933.

Was das bedeutet, sei an einigen Zahlen erläutert: Der Schafbestand Bulgariens betrug im gleichen Jahre 8,7 Millionen Stück, der Englands einschließlich Irlands 30,6 Millionen. Entsprechend niedrig war der Anteil Deutschlands an der Wollproduktion. Aber da sein Wollverbrauch von Jahr zu Jahr stieg, nahm die Einfuhr fremder Wolle immer mehr zu. Heute braucht die deutsche Wollindustrie 100 Millionen Kilogramm Wolle in jedem Jahr; davon kann der Schafbestand Deutschlands nur 6 Millionen liefern. Der Schaden, der durch diesen Niedergang der Schaf-

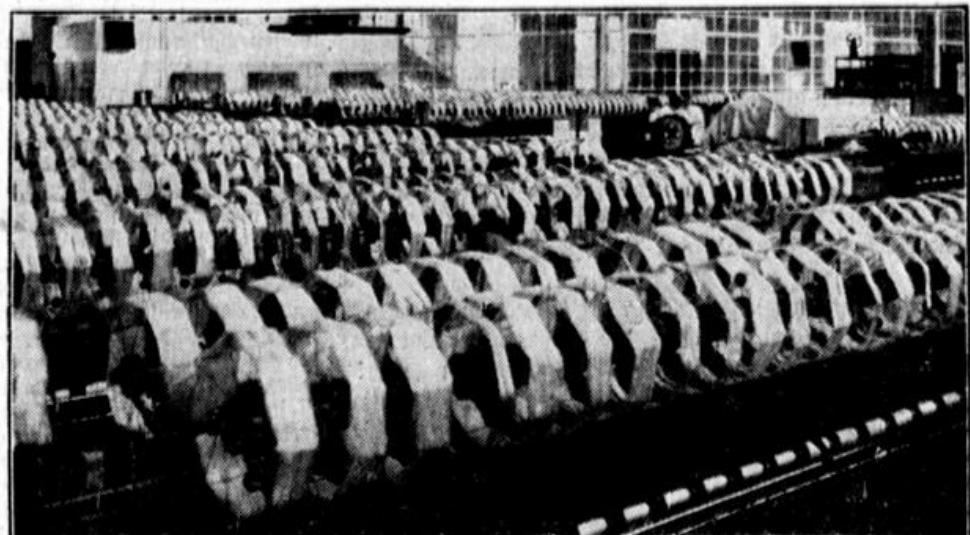


Das Brechen des Flachses.

18. Jahrhundert ließ die Wollproduktion wieder steigen, die feinen Tuche aus Italien, Spanien und England, die bereits nach Deutschland eingedrungen waren, verschwanden wieder aus dem Lande, und Tuche aus Bayern, Sachsen und Preußen gehörten zu den über die Grenze gehenden Kaufmannsgütern. Die Konkurrenz mit der fremden Wolle erzwang Zuchtneuerung. Sachsen führte als erster Staat Deutschlands im Jahre 1765 Merinoschafe aus Spanien ein, Preußen folgte. Die Schafzucht wurde wieder ein lohnender Erwerbs-

zucht dem deutschen Volkvermögen zugefügt wurde, läßt sich nicht errechnen. So ist es eine nationale Tat von nicht geringem Wert, wenn im Agrarprogramm der Schafzucht mit einem hervorragenden Platz einnimmt. Auf 10 Millionen Stück soll der Bestand zunächst gebracht werden. Damit der ersten Maßnahmen liegt er in einem Jahre fast um eine Million, er erreichte 1934 schon 4,5 Millionen Schafe.

Photos: Scherl Bilderberg (3), Wittner (1), Werfphoto (1)



In der Winderei einer großen Spinneret. Das gesponnene Garn wird aufgespült.

MODE UND HEIM

Ein wenig Heimberatung

Laßt „Raum“ in den Räumen!

Viele junge Familien, die in Kleinwohnungen leben, beklagen sich oft bitter über die „Unvernunft“ des Architekten, der so überfüllt mit dem Raum umging, daß der Platz eben nirgends ausreicht. Daß der Architekt selbst oft größte technische Schwierigkeiten hatte, um solche Kleinräume zum vorgeschriebenen niedrigen Preis auszufüllen, wissen wenige. Aber er rechnet damit, daß praktisch veranlagte Leute die Ausgestaltung der Zimmer so zu halten wissen, daß trotz aller Beengtheit „Raum“ in den Räumen bleibt. Denn nichts wirkt bedrückender als Zimmer, die an die Abstellräume von Möbeln erinnern und in denen man Gefahr läuft, sich auf Schritt und Tritt zu stoßen!

Es mag für manche junge Hausfrau, die mit Stolz ihrer neuen Hauswirtschaft entgegensteht, recht schwer sein, auf einige Möbelstücke zu verzichten, die überflüssig und nun einmal zu einer „kompletten Wohnungseinrichtung“ gehören. Es sind aber Möbel darunter, deren Zweckmäßigkeit in keinem Verhältnis zu ihrem Umfang stehen. Es muß daher vor der Anschaffung der Möbel genau überlegt werden, ob die Anschaffung einer fertig zusammengefügten Einrichtung wirklich zweckentsprechend ist, oder ob es — bei vielleicht gleichem Preis — nicht richtiger wäre, Einzelmöbel zusammenzustellen, solche Einzelmöbel, die wirklich gebraucht werden und in die Kleinwohnung passen.

Da ist vor allem der „Diplomaten-schreibtisch“. Wie wenige Männer benötigen ihn wirklich! Er kann, wenn er wertvolle Tischlerarbeit aus gutem Holz ist, natürlich eine Zierde der Wohnung sein. Haben wir aber Platz für ihn in der Kleinwohnung? Es stellt sich nämlich heraus, daß Männer, die viel am Schreibtisch arbeiten müssen, den weiten, offenen Tisch mit der leichtesten Blatte vorziehen. Für Leute, die nur gelegentlich schreiben haben, genügt ein an die Wand geschräbtes Klappbrett mit guter Tischplatte darüber. Dies ist ein Platz, den nicht nur der Hausherr für seine Schreibarbeiten, sondern auch die Hausfrau bei der Näherei und Zuschneiderei gern annehmen wird. Alles Material wie Papier, Altkleider, Schreibutensilien wird in den flachen Wandregalen untergebracht, die mit Holzschiebern geschlossen werden und wenig Raum einnehmen.

Meist wird der größte Raum der Wohnung der Doppelbestimmung von Schlaf- und Wohnraum dienen sollen. Man spart Raum und schafft außerdem eine sehr wohlhabende Ecke, wenn man zwei glatte Liegemöbel in einer Ecke rechtwinklig aneinanderrückt. Truhen, die die Fußenden der Möbel darstellen, nehmen die Bettfläche auf mit Ausnahme der Kissen, die tagsüber, mit bunten Wäschebezügen bezogen, auf den Liegemöbeln Aufnahme finden können. Sind diese Truhen schon allzu raumfüllend, so läßt man die Liegemöbel aus einfachen, gebeizten Holzrahmen anfertigen, die bis zur Erde reichen und unten Platz für die Bettfläche haben.

Muß es ein Büfett, eine Anrichte

geben? Auch dieses Möbel entspricht häufig nicht seinem Zweck. Der obere Teil, verglast und zur Darstellung von schönem Porzellan gedacht, kann nicht ausreißend ausgenutzt werden. Außerdem ist es für die meisten Hausfrauen durchaus nicht praktisch, ein Teil des Geschirrs und der Tischwäsche im Zimmer, den anderen in der Küche aufzubewahren. Wie viele unnütze Gänge mit Tablett ergibt das? Wenn wir für die freien Wände des Wohnraums ausreichend große, flache Regale mit Holzschiebern oder sogar Glas-schieber, mit hübschen, handgewebten Vorhängen arbeiten lassen, so bleibt dort Raum genug, einen Teil davon herzurichten für „gutes Geschirr“, das beim Hantieren in der Küche nicht in Gefahr geraten soll.

Der große Schrank, deren jede Hausfrau bedarf, wird zu zwei Dritteln für Kleider und Anzüge, zu einem Drittel mit Querbrettern für Wäsche eingerichtet. Ein Fach oben ist für Hüte bestimmt. In der Mitte liegt, griffnahe, Selbstwäsche und Küchenwäsche, unten die weniger häufig gebrauchten Wäschestücke — Tischwäsche, Handtücher. Die Innenseite der Schranktüren werden mit schräg hochgezogenen Querteilen versehen, hinter denen die auf Leisten gezogenen Schuhe mit den Abhängen aufgehängt werden. Man erspart sich dadurch einen Schuhschrank und kann sich auf einen Puffkasten in der Küche beschränken.

Da sind einmal zunächst die hübschen Verschnürungen, die kleine Spielerei mit Posamenten und Besätzen. Eine enganliegende — Kostümjacke wird mit dunkelfarbener Husarenverschnürung verziert und bekommt ein kleines Stehrändchen aus kleidsamen Pelzstoff. Etwas Neues für Tageskleider, die auf Aufschläge und Kragen verzichten: eine runde Passe, die vorn nur einen kleinen Einschnitt zeigt und nach Gefallen aufklappt. Die Ärmel der Abend- und Nachmittagskleider dürfen lang sein und weit ausfallen, wenn sie von der Schulter bis zum Handgelenk mit großen Metallknöpfen geschlossen sind. Die Raffungen an Taillenkanten und Blusen können gar nicht phantasievoll genug sein. Metallkugeln am Hals halten die kleinen Zacken der seidenen Abendbluse. Aus plissiertem Tüll fertigen wir zarte Ansteckblumen. Die Gürtel verbreitern sich vorn zu buntgestickten Schilden, auch die weit ausfallenden langen Ärmel zeigen oft Handstickerei. Ein angeschnittener Schal an dem Abendkleid wird für den Gang über die Straße als reizvolles Kopftuch umgenommen.

Launen der Mode

Auf die Kleinigkeiten kommt es an



Worin kleidest du dich?

Ein wenig Textilkunde — Die vier Faserarten — Zur Geschichte des Seidenstoffes

Vier Arten von Fasern kennt derzeit unsere fortschrittliche Textilindustrie: die tierischen Fasern, also Wolle und Spinnseiden, die pflanzlichen Fasern, wie Baumwolle, Jute, Flachs, Hanf und ähnliches, die Erzfaseren, wie Nessel, Gipsfaser, künstliche Wolle und Torsfasern und die künstlichen Spinnfasern — die Viskosafaser, Cuprema- und Acetatsfaser.

Wollwolle ist der Grundstoff von 60 Prozent aller Textilrohstoffe, die gegenwärtig in der Welt produziert werden. Aus Amerika, Ägypten, Indien kommen in Ballen die zusammengepreßten, vom Samenforten getrennten Fasern zu den Verarbeitungsländern. Die kurzen Faserchen, die nicht spinnfähig sind, bilden als „Linter“ häufig wichtiges Ausgangsmaterial für Kunstseide.

Der Flachs ist der älteste Rohstoff für die menschliche Kleidung. Man erntet ihn durch Häufen und verarbeitet ihn durch Waschen, Trocknen, Brechen, Schwingen und Secheln. Dabei ergibt sich ein Abfall von 80 Prozent! Dieser Abfall wird natürlich noch für grobe Gewebe verwendet.

Textilartweise stellt die Wolle in all ihren vielfältigen Verarbeitungsarten nur 15 Prozent der gesamten Vorräte der Erdbevölkerung! Es ist ein langer Arbeitsvorgang, der heute mittels komplizierter Maschinen die Wollfasern zu den wunderbaren, phantastischen Stoffen verarbeitet. Für die Qualität der Wollfaser ist die Länge der Gleichmäßigkeit des Fadens, der sogenannte „Stapel“, entscheidend.

Kunstwolle darf noch als Zwillingsschwester der Kunstseide betrachtet werden. Sie ist nicht vollkommen „künstlich“, sondern entsteht aus Wollabfällen, Stoffresten und chemisch veränderten, abgenutzten Kleidern. Durch Beimischung neuer Rohstoffe und auch Schafwolle entsteht ein sehr gutes Gewebe.

Bei der Naturseide müssen wir sogenannte Wildseide — Tussah — von echter Seide — von gezüchteten Tieren stammend — unterscheiden. Die deutsche Seidenraupenzucht ist stark im Aufblühen begriffen, wobei die Frage der richtigen Ernährung der Seidenraupen durch Maulbeeraubblätter sehr wichtig ist. Der Seidenfaden, den die Raupe zu ihrer Verpuppung anspinnst, erreicht oft eine Länge von 3000 bis 4000 Metern! Der Kokon wird in heißes Wasser gelegt, wodurch die Raupe abgetötet wird und der Seidenfaden sich abspinnen läßt. Allerdings läßt sich danach nur etwa ein Viertel des Fadens zusammenhängend für Gewebe verwenden. Der Rest wird für Mischgewebe verbraucht.

Für die Herstellung der Kunstseide sucht man den natürlichen Vorgang nachzuahmen, indem man die Spinnmasse, Zellulose aus „Linter“ oder Holz, durch hauchfeine Maschinendüsen preßt, erhärtet und die Fäden verspinnt.

Jeder unserer Stoffe, die wir tragen, ist ein Wunderwerk, ein Wunderwerk der Natur und der menschlichen Erfindungsgabe, die das natürlich Gegebene vielseitig auszunutzen, abzuwandeln und zu verwenden weiß. Der Rest wird für Mischgewebe verbraucht.

Denkst du an deinen Kopf?

Ein paar Worte über Haarpflege

Wichtigste Vorbedingung der Haarpflege: gepflegte Bürsten und Kämme! Das Haar soll morgens und abends mit und gegen den Strich gebürstet werden, damit es stets gleichbleibend, strahlenden Glanz bekommt. Außerdem verteilt sich durch diese Bürstearbeit das Fett der Haarfollikel unmerklich auf das ganze Haar und man erspart sich kostspielige Einreibemittel. Andererseits „fettet“ das Haar nicht so rasch, weil die Fettsäureabsonderungen sich nicht am Saarboden sammeln und das Haar dort flücht und rasch nachdunkelt.

Der Kamm soll möglichst aus Horn und weitzünftig sein. Man setzt ihn fest auf und fährt damit kräftig über den Saarboden, das ist eine wirksame, tägliche Kopfmassage. Bei Haarausfall teilt man das Haar in kleine, nebeneinanderliegende Strahlen, reibt Brenneiswasser ein und massiert gut nach, bis das Haar trocken ist. Beim Haarwaschen benutzt man am besten Regenwasser, weil es weicher und kalkarmer als Leitungswasser ist. Ein halber Teelöffel Borax macht aber auch Leitungswasser geschmeidig. Ein Teelöffel Salz auf jeden Viertelliter Wasser beim Haarwaschen verbietet die Schuppenbildung. Von hellem, braunem und rötlichem Haar kann man in der Sonne trocknen, schwarzes verliert dabei leicht an Farbe.

Allerhand Ruchentrids

Wer Obstsuppen mit Sago, Grieß oder Stärkemehl nicht mag, dem soll man das Obst in gewohnter Weise dünsten, um es dann mit rindlosem, gedünstetem Weißbrot gleichzeitig durchs Sieb zu schlagen.

Mehlschwitze rührt sich viel schneller glatt, wenn man an Stelle des Eßfells oder Quirls eine Gabel benutzt, mit der man die Masse kräftig schlägt, während die heiße Flüssigkeit zugegossen wird.

Kartoffelpuffer sind leichter verdaulich, wenn man ein wenig Backpulver dazu nimmt.

Technische Ecke

Die Nähmaschine will gepflegt sein

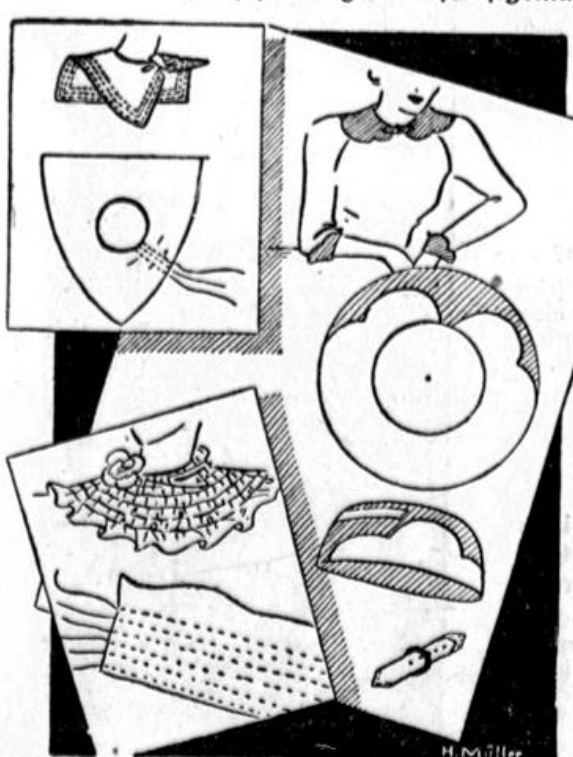
Verdammte Nähmaschinen darf es eigentlich nicht geben. Ihre Reinigung gehört ebenso zu den wöchentlichen Pflichten wie die Pflege eines Teppichs oder Herdes. Man hat zu diesem Zweck einen langgestielten Pinsel und einige Vogelfedern, mit denen man alle Innenteile von Staub reinigt, trocken, bis man zum Schluß mit einem leicht geölten Federchen noch einmal alle Gelenke und Schrauben nachgeht.

Ist die Maschine frisch geölt, so muß man alle Teile mit einem reinen Wollappen nachreiben und mehrere Rähle auf einem Lappen nähen, damit später keine Flecke in die Stoffe kommen. Sind Maschinenteile sehr verschmutzt, so reinigt man sie in oben angegebener Weise mit Petroleum und ölt sie dann mit säurefreiem Knochenöl ein.

Auch der Treibriemen will gepflegt sein. Er muß stets sehr straff sitzen und wird, um geschmeidig zu bleiben, mit Petroleum abgerieben. Zur Pflege der Maschine gehört auch die Wahl eines richtigen, zweckmäßigen Standorts. Es genügt nicht, auf die Lichtverhältnisse beim Nähen zu achten. Das läßt sich im Notfall mit einem kleinen, sparsamen Nadellicht oberhalb des Nadelhalters ausgleichen. Wichtig ist vor allem, daß die Maschine nicht feucht steht und keinen großen Temperaturschwankungen ausgesetzt wird, weil darunter sowohl die Holz- als auch die Eisenteile leiden. Man schont die Maschine also nicht, wenn man sie zur Benutzung in ein sehr warmes Wohnzimmer in die Dinnnähe schiebt und sie sonst in einem ungeheizten, feuchthalten Nebenraum stehenläßt!

Die praktische Hausfrau

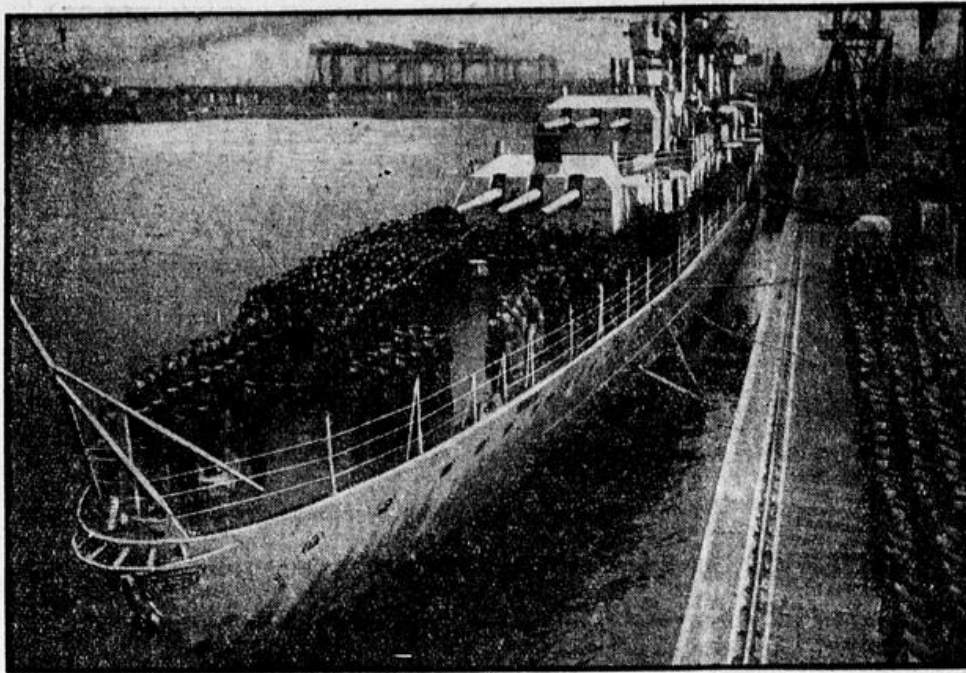
Hübsche Kragen — selbstgemacht



Bei der Durchsicht der Wintergarderobe findet gewiß mancher Stoffrest, der bisher vergebens auf eine neue Verwendung wartete, Verwendung. Ein paar schöne Teile von heller Glanzseide werden geschickt zusammengesetzt und mit einfachem Durchzug zu einem der modernen Rüschenkragen verarbeitet. Jedes dunkle, einfache Kleid gewinnt dadurch eine festliche Note. Wir können sogar aus dem gleichen Material noch eine zierliche Blume arbeiten. Festerer Stoff wird nach unserem einfachen Schnitt — links oben — zu einem sportlichen Kragen verarbeitet. Sein einziger Zierat besteht in sauberen Steppungen und einer kleinen, seitlichen Raffung, die mit einem Clip gehalten wird. Selbst der alte Filzhut soll eine Verwandlung erfahren. Wir schneiden aus dem Rand einen Rundstreifen und geben ihm die Form, die unsere Vorlage zeigt. Aufschläge und kleine Schleife werden aus dem Kopf hervorgezaubert. Sehr hübsch ist die gleiche Garnitur aus Leder.

Bilder aus aller Welt

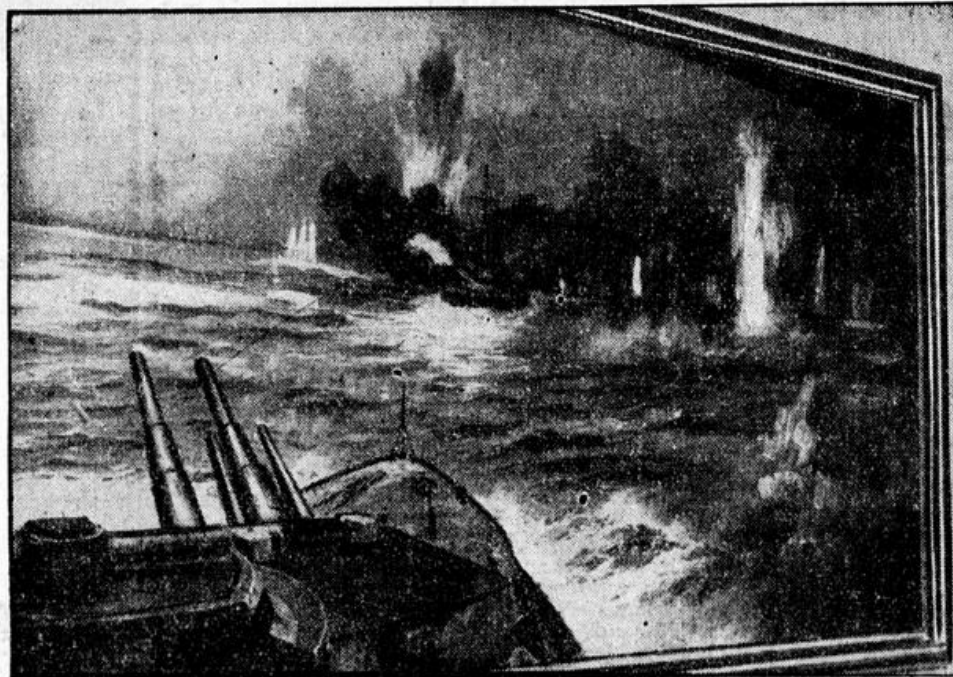
(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro)



Kreuzer „Nürnberg“ in Dienst gestellt
Das neueste Schiff der Kriegsmarine, der kleine Kreuzer „Nürnberg“, wurde in Gegenwart des Gauleiters Streicher und des Oberbürgermeisters von Nürnberg Dr. Siebel in Dienst gestellt.



In der neuen Kriegsakademie
Die ersten Lehrgänge in der neuen, kürzlich im Beisein des Führers und Obersten Befehlshabers der Wehrmacht eröffneten Kriegsakademie haben begonnen. Unsere Aufnahme aus der Akademie zeigt Offiziere, die für die Generalstabsaufbahn ausgebildet werden.



Seefahrt und Kunst
Die Seegemälde, ein Gemälde von Claus Bergen in der Ausstellung, die die NS-Kulturgemeinde in Gemeinschaft mit dem Reichsbund Deutscher Seegelung im Haus der NS-Kulturgemeinde in der Tiergartenstraße in Berlin veranstaltet.



Generalleutnant Lutz zum General der Panzertuppen befördert

Generalleutnant Lutz, der vom Führer und Reichsführer zum Kommandierenden General der Panzertuppen und zugleich zum Inspekteur der Kraftfahrtruppen und der Heeresmotorisierung befördert wurde.



Den Besuchern der Reichshalle wird es bequem gemacht

Der S-Bahnhof Eichkamp erhält einen direkten Zugang zur Reichshalle, die am 30. November mit großen Sportveranstaltungen eröffnet wird.

Bild zweite Reihe oben: England rechnet mit viel Schnee

Die Great Western-Eisenbahnen in England, die im Winter zumeist mit mildem Wetter rechnen können, rüsten diesmal frühzeitig für mögliche Schneefälle. Vor ist jetzt ein neuer Schneepflugs in Dienst gestellt worden.



Bild rechts:

Und was nun?

Das ist der Erfolg seines Ausfluges in die bisher unerforschte Umgebung seines Gehirns.

Bild links:

30 Fahrer bei der Brandenburgischen Geländefahrt

Die Wasserdurchfahrt bei Schlegzig im Unterpreussischen war besonders schwierig. Die Geländefahrt 1935, die die Motorbrigade Brandenburg des NSKK durchführte, wurde ein voller Erfolg.



Rot
öft
und
der

Seg
an,
Mar
dan
ein
Sch
die
fehr
Eng
eng
„So
vor
frud
1788
Lah
geh
der
here
bese
ooo

5
7
6
5
4
3
2
1

W
Sprin
Bauer
Se
ger a

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
man
ergebe

Da lacht der Motor

Von Jo Hanns Möller.

Kitty macht ihre Fahrprüfung. Der Prüfungskommissar sitzt neben ihr. Pöflich flüstert er: „Einziges Geklebbes! Süße! Ich liebe dich!“ Kitty blinzelt ihm wütend an. „Was erlauben Sie sich?“ Der Fahrlehrer stoppt: „Ich habe dies nur gesagt, um zu sehen, ob Sie schon reif zum Führerschein sind. Was auch immer geschehen mag, Sie haben nicht von der Fahrbahn wegzublenden. Statt dessen haben Sie auf mich geschaut. Kommen Sie in vier Wochen nochmals zur Prüfung.“

Der Wagen stand auf der Landstraße. Herrenfahrer kamen aus der Diste. Die Frau schrie entsetzt: „Ein Vubenfreich! Alle vier Reifen sind zerfchitten!“ Herrenfahrer stöhnte: „Und das ausgerechnet, während du vierblättrigen Klee suchst mußt!“

Anreiner hat sich einen Wagen gekauft. Einen frisch lackierten. Anreiner führt ihn stolz vor: „Was sagst du zu dem Wagen?“ — „Na ja.“ — „Welcher?“ — „Hier — A 1888.“ Der Freund staunte: „Ach, das ist die Verkehrsnummer? Und ich dachte, es wäre die Jahreszahl, wann der Wagen gebaut wurde.“

Der vornehme Mann besuchte die Autowerke. Pressephotographen bildeten Spalier. Filmreporter turlbelten, und wenn der illustre Ausländer die Kuppe drückte, stand der Mann mit dem Mikrophon daneben. Kurz, es war ein großer Rummel, wie es in New York immer ist, wenn berühmte Gäste empfangen werden.

„Es würde uns eine große Ehre sein“, sagte der Direktor der Autowerke, „wenn Sie unseren neuen Sechszehnzylinder fahren würden.“ — „Was kostet der Wagen?“ — „Wir würden Ihnen den Wagen gern zum Geschenk machen als bescheidenen Dank für die hohe Ehre, die Sie uns mit Ihrem Besuch erwiesen.“ — „Davon kann keine Rede sein.“ — „Dann gestatten Sie uns, Ihnen den Wagen für hundert Dollars zu verkaufen?“ Der illustre nicht: „Einverstanden. Schicken Sie mir zu diesem Preis zehn solche Wagen.“

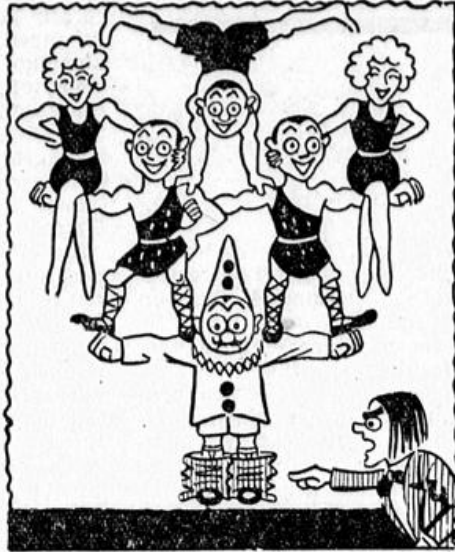
Enttuschung.

„Drei Salzheringe, bitte.“ — „Recht gern! Meine Salzheringe sind ja, nicht wahr?“ — „Oh, bei Meier drüben sind sie besser.“ — „Ei, weshalb kaufen Sie sie denn hier?“ — „Weil in der Zeitung, die Sie daruntun, immer so schöne Geschichten stehen.“

„Herr Demba klagt sehr über wirtschaftliche Schwierigkeiten. Ist das wirklich so schlimm?“ — „Zweifellos! Er hat in jeder Wirtschaft Schwierigkeiten, etwas auf Pump zu erhalten.“

Bitte, nach Ihnen!

Unmögliches Verlangen



„Ziehen Sie mal sofort Ihre Hose herunter!“

„Herr Doktor, was soll ich nur gegen diesen ewig anhaltenden Schnupfen tun?“

„Nehmen Sie mal ein heißes Fußbad, und lassen Sie auf, daß Sie keine nassen Füße bekommen.“



„Ich brauche ein Schrankbrett, geben Sie mir, bitte, dieses mit der schönen Masierung!“



Die Jägerin: „Ach, Edgar, werfen Sie doch mal einen Blick hier hinein und sehen Sie, ob ich richtig geladen habe.“



„Kann ich hier die Fischereirechte für ein Jahr erwerben?“

Schildbürger...

In Sachsen:
„Sachen femal, warum hat denn Ihr Kirchturm zwei Uhren übereinander?“
„Weil wir nicht viel Zeit haben.“
„Da brauchter doch nicht zwei Uhren dazu?“
„Nadertlich brauch mer viel. Passenfe mal uff: Sie wolten wissen, wie spät es is — und ich will's ooch wissen. Wenn Sie nu hier stehen, und gucken mußt, da brauch ich doch nicht so lange zu warten, bis Sie fertig sind — da gucke ich einfach uff de andere Uhr!“
„Weestnebbchen! — Das ist aber raffiniert!“

Ruhige Beschäftigung.

Arzt: „Sie müssen sich recht schonen; haben Sie eine ruhige Beschäftigung?“
Patient: „Wie meinen Sie das, Herr Doktor?“
Arzt: „Ich meine, ob Sie viel sitzen bei Ihrer Arbeit?“
Patient: „Aber gewiß, Herr Doktor, ich bin ja Jodel!“

Kompliziert.

„Warum glaubst du eigentlich, daß Bob in dich verliebt ist?“ — „Na, du solltest bloß einmal sehen, wie er mich anfieht, wenn er sieht, daß ich nicht sehe, wenn er herfährt!“

Der Grund.

„Warum weinen Sie denn, Anna?“ — „Ich weine über ein Bild, gnädige Frau.“ — „Stellte es denn so etwas Trauriges dar?“ — „Ne — aber es ist mir auf den Kopf gefallen!“

Er weiß Bescheid.

Lehrer: „Wann sind die nächsten Tage?“
Frü: „Vom 21. bis zum 27ten.“ Da sagt der Vater immer: „Es will gar nicht der Erste werden.“

Ein freudiges Ereignis.

„Du scheinst ja einen riesigen Spaß zu haben.“ — „Ja, ein freudiges Ereignis steht mir bevor.“ — „Nicht möglich! Du alter Knopp kriegst noch Familienzuwachs?“ — „Unfönn! Ein alter Schuldner will heute seine Schulden bezahlen.“

Uberglaube.

„Mein, Gretel, jetzt gibt es keinen Auchen mehr; du hast im Laufe des Tages bereits 13 Stück gegessen!“ — „Aber Mutti! Dreizehn! Bist du denn nicht abergläubisch? Ich glaube, es ist besser, ich esse doch noch einen.“

Faul!

Gastwirt: „Nun, mein Herr, hat Ihnen das Schnitzel geschmeckt?“
Gast: „Leider nicht.“
Gastwirt: „Das verstehe ich nicht, es war doch gut zubereitet?“
Gast: „Das mag sein, aber das Tier muß schrecklich verblödet gewesen sein. Ich sage Ihnen, das Fleisch war voller Sehnen!“

Wald Feld und Heide

Freund Frost

Von der Pflanzen- und Tierwelt wird vielfach der Frost weit weniger gefürchtet als von den Menschen, deshalb vor allem, weil sich Pflanzen und Tiere weiter besser den klimatischen Eigenarten angepasst haben als der Mensch. Ja, in einzelnen Fällen ist der Frost für diese und jene Pflanze sogar Lebensbedürfnis. Eine hochwichtige Entdeckung auf diesem Gebiet ist unlängst einem bekannten deutschen Botaniker durch einen bloßen Zufall geglückt. Der Botaniker hatte eine größere Menge von Sonnentau-pflanzen gesammelt, die bekanntlich hauptsächlich in moorreichen Gegenden zu finden sind. Zu Hause angekommen, hatte der Gelehrte versehentlich eine der Tüten, in die er den Sonnentau gefüllt hatte, unter einer Bank vor seiner Villa liegenlassen. Einige Zeit später machte der Botaniker die eigenartige Wahrnehmung, daß den Sonnentau-pflanzen, die er in seine Behausung genommen hatte, jede Keimfähigkeit fehlte, dagegen befanden sich die Pflanzen, die wochenlang draußen im Freien dem unbändigen Frost ausgesetzt waren, in den besten Verfassung und entwickelten eine ganz auffallend rege Keimfähigkeit.

Ausdrucksformen der Tiere

Daß auch Tiere in größerem oder geringerem Maße die Gemütsbewegungen, die sie erleiden, auszudrücken verstehen, ist eine bekannte Tatsache. Schon den niederen Arten: Eidechsen, Schlangen, Kröten und Frösche ist bei Gefahr eine Art Ausdrucksfähigkeit ihrer Angst gegeben. Meist blähen sie sich auf, Schlangen lassen dazu noch ein deutliches Zischen hören und

schwingen in vielen Fällen ihre herausgestreckte Zunge mit großer Geschwindigkeit auf und ab.

Vögel wissen ihre jeweiligen Gemütsbewegungen auf die verschiedenartigste Weise auszudrücken. Wer kennt nicht die zahlreichen Lock-, Angst- und Zubeckrufe der geliebten Sänger, die reiche Skala der Töne, durch die die kleinen Waldbewohner ihr Wohl- und Mißbehagen kundtun. Klupfen, Bohren und Wippen mit dem Schnabel, Kratzen und Scharren mit den Krallen, all diese Bewegungen können als Ausdruck von Gemütsstimmungen aufgefaßt werden. Auch die Haltung von Kopf, Hals und Flügeln kann eine sprechende sein. Je höher ein Tier entwickelt ist, desto vollkommener sind naturgemäß seine Ausdrucksformen. Auf der höchsten Stufe steht in dieser Beziehung der Affe, der sich in unzähligen Fällen durch menschenähnliche Intelligenz, Geschicklichkeit und Fingigkeit auszeichnet. Seine Physiognomie spiegelt in voller Deutlichkeit viele dem Menschen wohl bekannte Gemütsbewegungen wider, und zwar nicht nur in elementarer, grober Form, sondern auch in verhaltener Art und Weise. Rächeln, Stirnrunzeln, nachdenkliches Wägen sind für den Menschenaffen nichts Ungewöhnliches. Aber auch die Hauskatze, vor allem Hunde und Raben, verfügen über eine beträchtliche Anzahl an Ausdrucks-mitteln. Eine Katze, die sich angegriffen glaubt, sträubt ihr Fell, legt die Ohren nach hinten und fängt an zu spucken und fauchen. Dasselbe Tier schmetzelt sich in freundlicher und zärtlicher Stimmung an den Menschen heran, reibt seinen Kopf behaglich schnurrend an seinen Kleibern. Und die zahl-

reichen Ausdrucksmittel, die dem Hund zu Gebote stehen, dürften so allgemein bekannt sein, daß ihre Erwähnung überflüssig scheint. Jedenfalls belehren uns unzählige Zeugnisse tierischer Ausdrucksformen darüber, daß auch das Tier es versteht, seine lebendige und unmißverständliche Sprache zu sprechen.

Der Hund als Fliegerkamerad

Es ist bekannt, daß die amerikanischen Flieger als „Mascott“ oder Glückbringer auf ihren Flügen Hunde bevorzugen, bestand doch auch das Geschenk, das Amerika der Mannschaft des „Graf Zeppelin“ auf ihre Rückfahrt mitgab, in einem kleinen Hund. Noch niemals bisher wurde aber einer dieser treuen Gefährten so hochgeehrt wie der kleine Terrier „Contact“, der Liebling und Kamerad der Flieger in Ostland in Kalifornien. Das ungewöhnlich kluge Tier begleitete die Flieger nicht nur regelmäßig auf ihren Flügen längs der Küste nach Los Angeles und bis nach Salt Lake City, sondern erfüllte auch mit großem Eifer seine zahlreichen Pflichten auf dem Flugplatz. Er war der beste und zuverlässigste Beobachter der Startenden und Landenden Flugzeuge auf dem Flugplatz und hatte bald gelernt, die rote Signalfarbe im Maul zu tragen, um den ankommenden Flugzeugen das Feld zu räumen. Bei Nacht schloß er als eifriger Wächter das Feld vor unbefugten Eindringlingen und sorgte dafür, daß kein gedankenloser Mäher mit brennender Zigarette in die Nähe der Materialschuppen kam. Zum Dank für seine Pfllichttune wurde „Contact“ nach seinem ruhmvollen Tode durch die Räder eines

Der Elch ist los!

In Ostpreußen entdeckte der Besitzer eines Bauernhofes hinter seinem Gehöft einen ruhenden Elch, der, wie man nachher feststellte, verlegt war. Als der Elch den biedereren Ostpreußen zu Gesicht bekam, sprang er auf und ging in unbekannter Absicht auf ihn zu. Der Bauer nahm die Weine in die Hand und schloß die in den sicheren Aufenthalt. Nun kamen ein paar beherzte Diebstahlhunde hinzu, die sich den seltenen Gast ansehen wollten. Der Elch aber wenig entzückt von den weiblichen Zweifeln zu sein, und verfolgte die frechen Mädchen bis in die Küche. Vernünftigerweise ging er aber wieder auf seinen Ruheplatz zurück und hat dann das Gehöft, wo ihm so wenig Gastfreundschaft zuteil wurde, spurlos verlassen.

Die Tierchmauge

als Erkennungsmerkmal

In den Vereinigten Staaten sind in der letzten Zeit zahlreiche Farmenbesitzer durch Tierdiebstähle sehr schwer geschädigt worden. Da es an ausreichenden Unterscheidungsmerkmalen fehlte, machte es meistens Schwierigkeiten, die gestohlenen Tiere wiederzuerlangen. Infolgedessen ist nunmehr, um ein sicheres Erkennungszeichen zu schaffen, für die Tiere das — Schnauze-Abdruckverfahren eingeführt worden, das einen ganz sicheren Schutz bietet, da bei jedem Tier die Porenbildung in den Schnauzenpartien eine verschiedene ist, genau so wie zwei Menschen niemals ein und denselben Fingerabdruck aufweisen.